Der Fetischdienst,

oder:

Das religiöse System

— der —

Neger in Guinea

Von **P. Baudin,**

Missionär der Sklavenküste in Afrika.

Mit mehreren Bildern und zwei Missions-Berichten aus Egypten.

Preis: 50 Cents.

Columbus, Ohio.
Gedruckt in der Office des „Ohio Waisenfreund“.

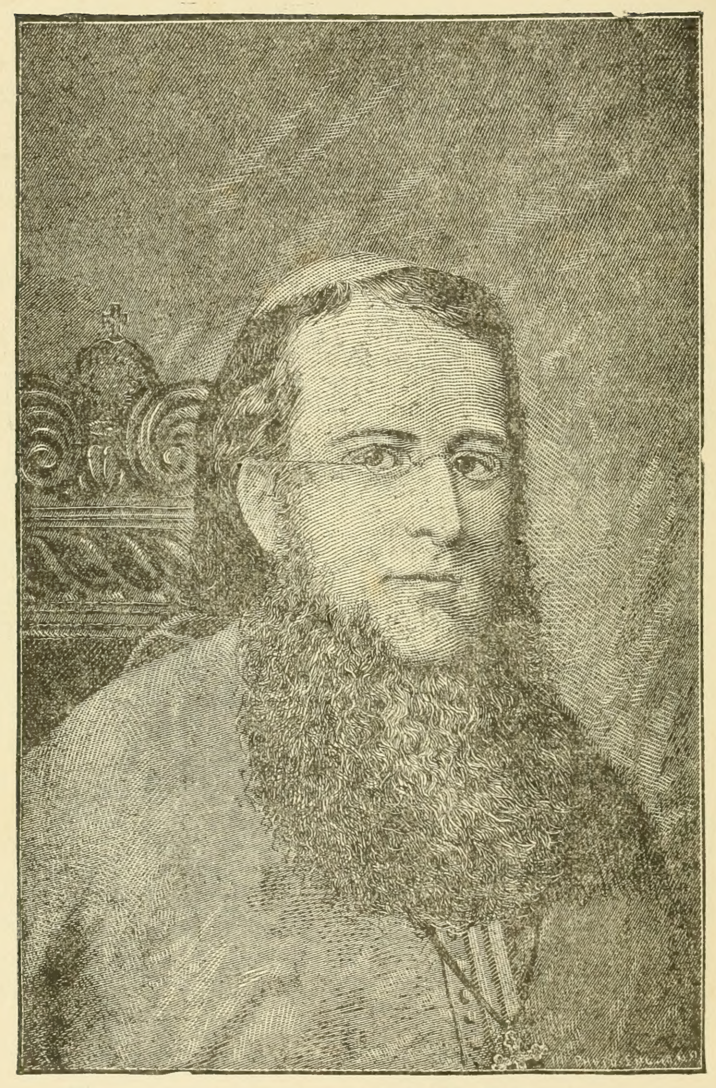

Spiritus Est Qui Vivificat

from Michael Sheill

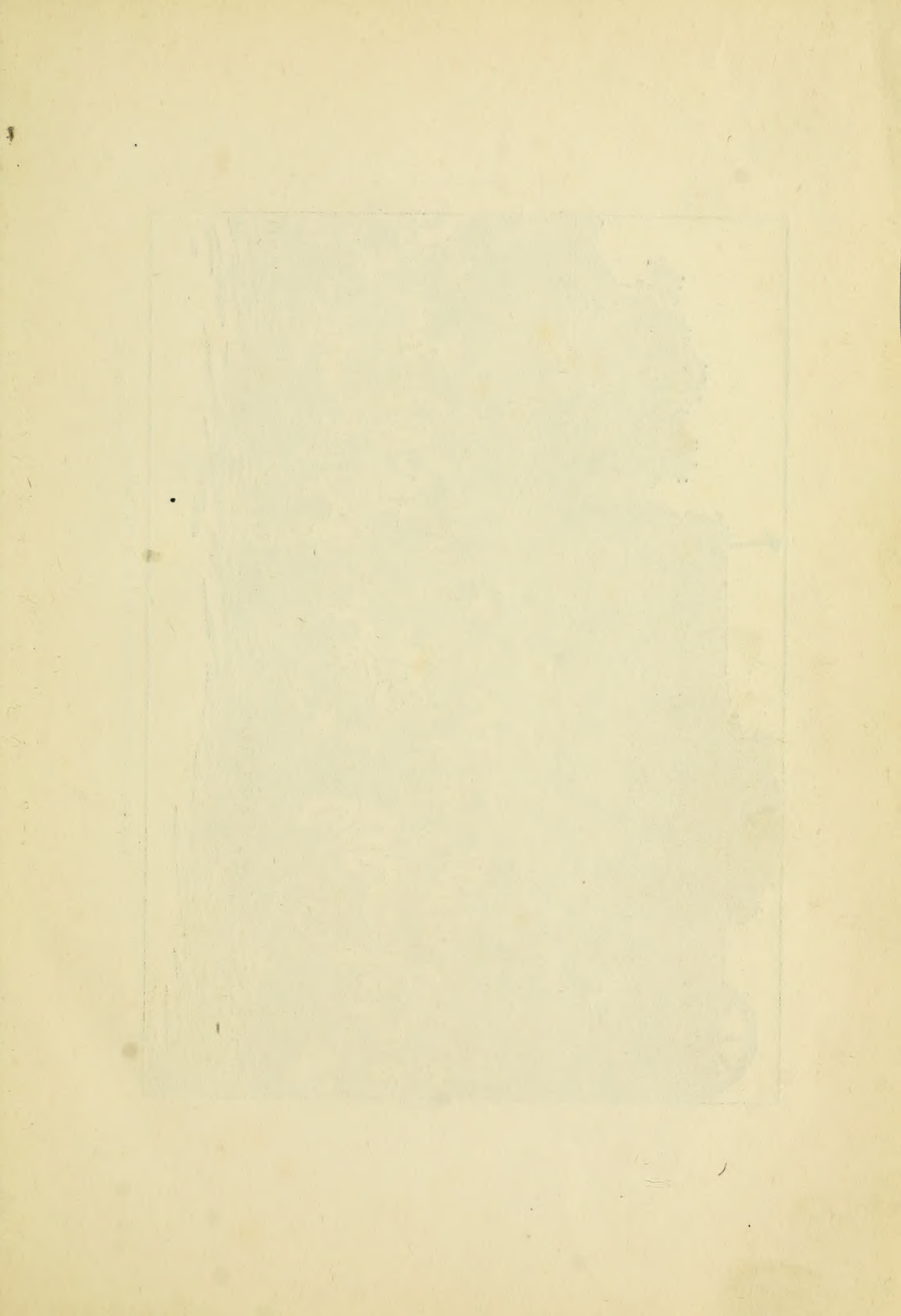
Jim Jahre 1918

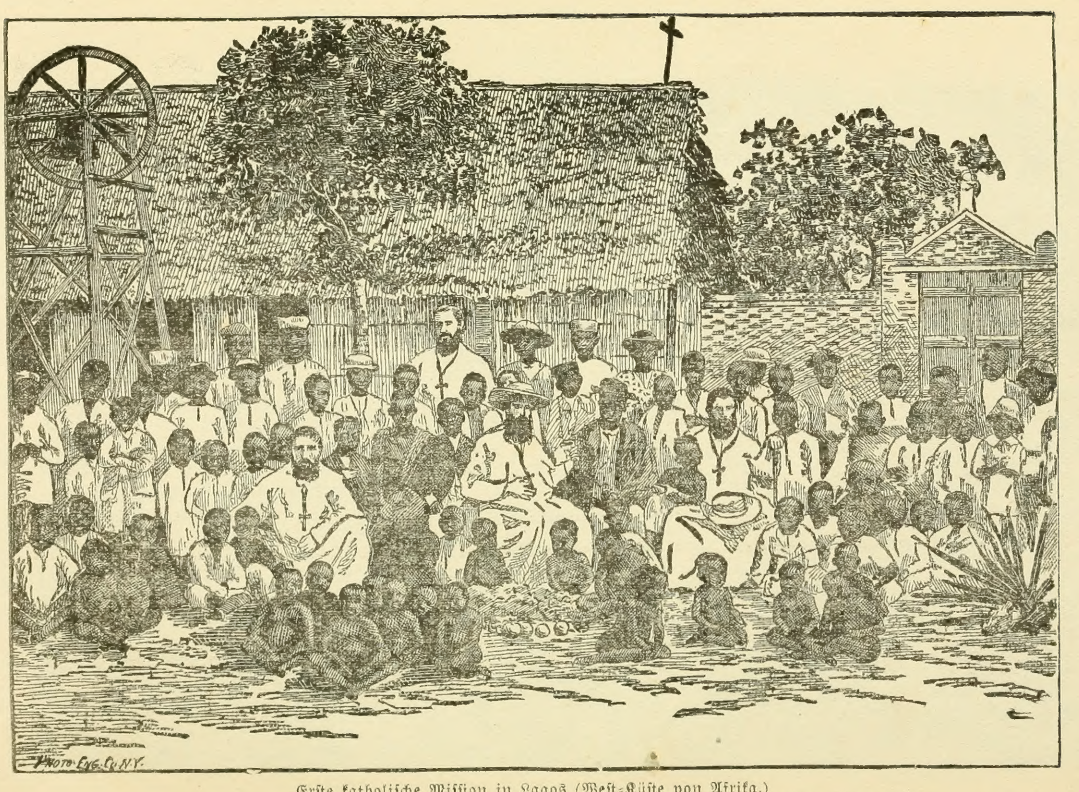
Samstag Juni 8

2133 Carson St



Monsigneur von Marion Bresillak,
Gründer der Gesellschaft der afrikanischen Mission zu Lyon.





Erste katholische Mission in Lagos (West-Küste von Afrika.)

(Siehe Seite 120.)

Der Fetischdienst,

oder:

Das religiöse System der Neger in Guinea.

Von

P. Baudin,

Missionär der Sklavenküste in Afrika.

Mit mehreren Bildern und zwei Missionsberichten aus Egypten.

Der Reinertrag wird für die römisch-katholische Gesellschaft der afrikanischen Missionen verwendet.

Columbus, Ohio.
Gedruckt in der St. Joseph's Waisen-Heimat.
1886.

Inhalt.

Einleitung.

Im Evangelium lesen wir die folgenden Worte: „Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes; und lehret sie Alles halten, was Ich euch befohlen habe, und siehe, Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“ (Matth. ult.) Dieses sind Worte des ewigen Sohnes Gottes; sie enthalten einen Auftrag, der immerfort dauert, sie enthalten eine Zusicherung, die erst endet bei dem Untergange der Welt. An seine Apostel, an elf arme Fischer, richtete der Herr diese Worte; diesen gab Er seinen Auftrag, diesen gab Er die Zusicherung seines Beistandes für alle Zeiten. Der Auftrag enthält ein Riesenwerk, nämlich die Bekehrung aller Völker zur Lehre Jesu, und dabei reicht der Auftrag weit über das Leben der Apostel hinaus, die wie andere Menschen binnen wenigen Jahren sterben mußten. Es ist daher klar, daß der von dem Herrn gegebene Auftrag auf die Nachfolger der Apostel überging, und bei diesen rechtmäßigen Nachfolgern blieb, daher auch noch heute bei ihnen vorhanden ist. Die Apostel aber gründeten auf Christi Befehl seine Kirche, die da unvergänglich ist, heute noch besteht, und bis zum Ende der Welt dauern wird. Sie selbst, die heiligen Apostel, waren die ersten Vorsteher der Kirche Christi, welche die römisch-katholische Kirche ist, und daher sind die rechtmäßigen Nachfolger der Apostel jetzt und zu allen Zeiten die

Vorsteher der römisch-katholischen Kirche, nämlich der heilige Vater, der Papst und die mit ihm in Gemeinschaft stehenden Bischöfe in allen Theilen der Erde. Die von diesen Bischöfen gesandten Priester und die gläubigen katholischen Christen des Erdenkreises mit den genannten Oberhirten aber bilden die allein wahre Kirche Christi. Der in den angeführten Worten Christi enthaltene Auftrag, alle Völker zu lehren, ist daher auch heute noch in der römisch-katholischen Kirche in Kraft, und sie muß ihn stets und zu allen Zeiten ausführen, wie sie dieses jetzt schon seit länger als 1800 Jahren gethan hat. Es ist der ausdrücklich ausgesprochene Wille Christi, daß die ganze Menschheit durch seine allein wahre Kirche zu seiner Religion soll bekehrt werden. Gottes Beistand ist bei diesem erhabenen Werke in allen Jahrhunderten gewesen, wie die Geschichte der Verbreitung des Christenthums dieses durch alle Jahrhunderte auf das Klarste anzeigt, denn alle heidnischen Völker, welche in den Finsternissen des Irrthums versunken waren, sind durch katholische Glaubensboten zum Christenthum bekehrt worden.

Wenn nun auch dieses Werk der Bekehrung der Völker der ganzen Erde zur römisch-katholischen Kirche eine Aufgabe ist, welche von der lehrenden Kirche, nämlich von der Geistlichkeit direkt erfüllt werden muß, und ganz besonders bewirkt wird durch die von der Kirche ausgesandten Missionäre, welche ihre ganze Kraft und ihr Leben diesem erhabenen Werke widmen, so sollen doch auch alle katholischen Christen, in was immer für einem Stand sie sich befinden, ein Interesse an diesem glorreichen Werke nehmen, und nach Kräften dabei behülflich sein, was dadurch geschehen kann, daß sie zur Ver-

breitung des katholischen Glaubens durch Geldbeiträge für die Unterhaltung der Missionäre, für die Errichtung von Kirchen, Schulen und andere Anstalten in den Missionsländern nach Kräften beitragen, und daß sie auch dieses Werk der Bekehrung der Welt zum allein wahren katholischen Glauben durch ihr Gebet unterstützen, welches letztere von allen, auch von den ärmsten, gethan werden kann.

Wenn die Hinweisung auf den göttlichen Auftrag, alle Völker zu lehren, ein Mittel ist, um die Aufmerksamkeit der katholischen Christen auf die Missionen unter den heidnischen Völkern zu lenken, so ist ein Blick auf die Zustände solcher Völker nicht minder ein solches Mittel. Gerade dadurch, daß wir genau und zuverlässig erfahren, wie traurig die Zustände sind unter jenen heidnischen Völkern, die noch in der Finsterniß und im Todesschatten sitzen, erkennen wir so recht das eigene große Glück, Mitglieder der heiligen katholischen Kirche zu sein, und es wird dadurch die Seele erfüllt mit Mitleid gegen die armen Heiden, und der Wunsch wird rege, nach Kräften jenen armen Menschen dazu zu helfen, daß auch ihnen das Licht des Glaubens aufgehe und nach und nach bessere Zustände dort entstehen, wo jetzt durch die Finsternisse des Irrthums ein trauriges Dasein herrscht. Hauptsächlich zu diesem Zwecke werden Briefe und Berichte der Missionäre veröffentlicht und verbreitet, und zu diesem Zwecke ist auch das vorliegende Buch geschrieben.

Wir haben es hier mit Afrika zu thun, jenem Welttheil, dem sich in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit der ganzen civilisirten Welt in so hohem Grade zugewendet hat. Es ist

auch nicht das ganze heutige Afrika berücksichtigt, sondern nur der mittlere Theil desselben, jener Theil, in welchem unter der Negerbevölkerung der Fetischdienst herrscht. Nach neuen Schätzungen zählt der Welttheil Afrika 206 Millionen Einwohner, von denen auf dem Festlande nur zwei Millionen Katholiken sind, so daß in Afrika mehr als 200 Millionen Menschen leben, denen das Licht des wahren Glaubens noch nicht aufgegangen ist. Diese Millionen sind zum Theil Muhamedaner, zum Theil Heiden, und zwar herrscht jene Art des Heidenthums vor, welche Fetischdienst genannt wird. Diese Art des Heidenthums ist noch in keinem anderen Werke so genau beschrieben, wie in dem vorliegenden Buche. Es hat daher auch in sofern wissenschaftlichen Werth, als es einen Beitrag liefert zur Vergleichung der Religionen. Millionen von Menschen an der Westküste und im Innern Afrikas sind Fetischdiener, und ein religiöses System, das heutzutage noch so viele Anhänger hat, ist sicher der höchsten Beachtung werth.

Das vorliegende Buch wurde ursprünglich in französischer Sprache verfaßt, dann hier in den Ver. Staaten in's Englische übersetzt, und jetzt wird dasselbe den Katholiken deutscher Zunge an beiden Seiten des atlantischen Oceans in deutscher Sprache vorgelegt. Außer der Hauptabhandlung über den Fetischdienst, enthält das Buch einen Anhang, welcher einen Bericht über die „Gesellschaft der afrikanischen Missionen", deren Entstehung und deren Wirksamkeit gibt. Wir fügen dem Buche noch zwei Briefe unseres Freundes, des hochwürdigen Herrn Ferdinand Merlini aus Egypten bei, die bereits im „Ohio Waisenfreund" abgedruckt wurden. Vater Merlini

besuchte uns hier in Columbus in der ersten Hälfte des Jahres 1885, und wir haben in ihm einen eifrigen Missionär und Diener Gottes kennen gelernt.

So möge denn dieses Buch hinausgehen in die Welt und recht viele Herzen zum Mitleid mit den armen Heiden und Ungläubigen erwecken, damit dadurch den Missionären die Mittel geschaffen werden, unsern göttlichen Glauben der heiligen katholischen Kirche in viele Herzen zu senken.

Joseph Jessing.

Tanta in Egypten, den 14. October 1885.

Lieber Freund!

Mit großer Befriedigung schicke ich Ihnen diesen ersten Brief aus meiner geliebten Mission in Tanta. Mit wenigen Worten will ich Ihnen die Segnungen erzählen, womit der allmächtige Gott seinen armen Missionär durch so viele Schwierigkeiten und Beschwerden, welche das Leben eines Bettlers mit sich bringt, von Amerika nach Irland, England, Belgien, Frankreich, Italien, Oesterreich und endlich auf einem deutschen Schiffe nach Egypten geführt hat. Außer dem heiligen Missionsdienst unter den Afrikanern wird meine Arbeit die sein, hier ein Missionshaus für unsere Schwestern zu erbauen, d. h. eine Schule und ein Hospital, denn gegenwärtig befinden sich dieselben in einem Zustande großer Dürftigkeit. Das Hospital wird für unsere Mission von großer Wichtigkeit sein, denn unter den Arabern kann man durch Uebung der Nächstenliebe besser predigen als durch eine Rede. Nach langer Abwesenheit habe ich hier meine älteren Mitarbeiter in dem apostolischen Werke getroffen, jedoch nicht Alle, denn Einige haben schon ihren Lohn in der andern Welt empfangen. Sieben Missionäre sind gleichzeitig mit mir von Europa für unsere Missionen nach Egypten abgereist, und zehn andere werden in kurzer Zeit nach Dahomey und nach dem Lande am Nigerfluß gehen, und unter den Letzteren wird auch unser Freund M. W. Connaughton sein.

Ich will Ihnen nun auch noch eine kurze Beschreibung unserer Mission in Tanta geben, die jetzt am Aufblühen ist. Als die ersten Missionäre unserer Gesellschaft, welches vier waren, sich hier in Tanta

unter einer ganz mohamedanischen Umgebung niederließen, war ihre Wohnung eine elende arabische Lehmhütte, die so baufällig war, daß alle Arten von Thieren ein- und ausgehen konnten. Schlangen, Ratten, Katzen, Hühner und selbst Esel naschten, soviel sie konnten, von den wenigen Lebensmitteln der Missionäre aus der Lehmhütte. Dieser traurige Zustand, welcher durch den Mangel an Unterstützung verursacht wurde, hatte sogar den Tod eines der ersten Glaubensboten zur Folge. Während dieser traurigen Prüfungszeit, welche die Missionäre aus Liebe zu Gott geduldig ertrugen, konnten sie sich von der Nothwendigkeit überzeugen, ihre neue Mission mit der Errichtung einer katholischen Schule für die Erziehung der Jugend zu beginnen, denn ohne eine solche würde in Egypten, wie auch anderswo, jede christliche Gesittung nur kurze Zeit von Bestand sein. Hier in Egypten haben wir Missionäre nämlich mit den verschiedenartigsten Schwierigkeiten zu kämpfen, welche uns hier die Ketzerei, dort die Unwissenheit, und überall die Bestechlichkeit bereitet. Kaum hatten wir unsere Absicht, eine katholische Schule hier in Tanta zu gründen, bekannt gemacht, so erhielten wir auch schon zahlreiche Anfragen um Aufnahme von Schülern, Lateiner und unirte Griechen, Melchiten, nicht unirte Griechen, Maroniten, Syrier, Armenier, Protestanten, Juden und Muselmänner baten für ihre Kinder um Aufnahme in unsere projektirte katholische Schule. Alle diese Nachfragen führten die Gründung eines Collegiums herbei, welches im November 1883 hier ganz nahe bei der Stadt Tanta eröffnet wurde.

In Egypten handelt es sich nicht darum, das Evangelium Völkerstämmen zu predigen, welche in der Finsterniß einer groben Abgötterei befangen sind, noch braucht man eine lange Reihe von Controversen mit den Predigern der verschiedenen ketzerischen Sekten abzuhalten; das Haupthinderniß ist eine tiefe, allgemein verbreitete Unwissenheit, und nur durch Unterricht kann man mit diesen Leuten etwas anfangen. In der That kann der Koran nur dadurch noch seine Anhänger zusammenhalten, daß er den Schulunterricht verbietet. Heutzutage wird aber dieses Verbot von den Vornehmen nicht mehr beachtet, deren Verachtung für das Gesetz Mohameds kaum durch einige leere Gebräuche, welche sie vor den Augen des Volkes beobachten, verborgen wird. Ihre Neigung, mit den katholischen Missionären sich in Verbindung zu setzen, ist eine erfreuliche Geistesrichtung, welche ich schon oft zu bemerken Gelegenheit hatte. Die Thatsache, daß unsere

Schulen täglich zu klein werden, um die große Menge der Kinder, die um Aufnahme bitten, unterzubringen, ist ein augenscheinlicher Beweis von Dem, was ich gesagt habe.

Tanta ist nach Alexandrien und Cairo die bedeutendste Stadt Egyptens; sie hat eine Bevölkerung von beinahe 100,000 Seelen, die meistens in kleinen, aus Lehm oder aus ungebrannten Ziegelsteinen erbauten Hütten wohnen oder vielmehr in zahlreichen Familien zusammen hocken. Diese Stadt wird von den Arabern „die heilige Stadt" genannt, weil, wie man behauptet, gewisse Reliquien, die innerhalb derselben aufbewahrt werden, einem ihrer berühmtesten Sektirer gehören.

Unter der Kuppel einer großartigen Moschee, einem wahren Meisterwerke und einem der schönsten Gebäude des mohamedanischen Glaubens, befindet sich das Grab dieses angeblichen Heiligen, mit Namen Said Ahmed el Bedaoui. Ein kunstreich gemachtes Geländer aus Bronze umgibt den Sarkophag, der mit seidenen Bahrtüchern bedeckt ist. Hier und da sieht man kostbare Säulen, die unzweifelhaft ehemals zu einem Isistempel gehört haben und um diese Heiligthümer ist ein ungeheuer großer Wasserbehälter, um in ihm die von dem Koran vorgeschriebenen Reinigungen vorzunehmen.

Said Ahmed el Bedaoui lebte im dreizehnten Jahrhundert. Er ließ sich in Tanta zu der Zeit nieder, als der hl. Ludwig in Egypten landete. Er starb im Rufe großer Heiligkeit, und wurde ihm ein prächtiges Grabmal ein Jahrhundert nach seinem Tode errichtet. Dieses Grabmal wurde in einer Moschee aufgestellt, welche auf Befehl des Sultan Melac-el-nar erbaut ward und welche der Baly Bay endlich in ihrer ganzen Großartigkeit umbauen ließ. Zu Ehren dieses Mannes wallfahrtet jedes Jahr eine halbe Million von Gläubigen nach Tanta. Bei dieser Gelegenheit sieht man Indier, Syrier, Perser, Bewohner von Kleinasien und aus allen Gegenden Afrikas unter dem Anscheine einer Frömmigkeit, verdorben durch die Ausschreitungen eines brutalen Fanatismus, ihren Haß wieder erneuern gegen die Diener Christi und ihre heilige Religion.

Diese Einzelheiten liefern den Grund dafür, daß die Muselmänner von Tanta mehr Grausamkeit und Fanatismus in dem Kriege gegen die Christen gezeigt haben, als Diejenigen an andern Orten des Nil-Delta.

So wurden während des Aufstandes von Arabi Pascha hier allein

120 Christen in wenigen Stunden niedergemacht. Als eines dieser armen Schlachtopfer, ein ausgezeichneter Katholik, nicht aufhörte, das heilige Kreuzzeichen zu machen, während man ihn auf das Grausamste quälte, sagte ihm einer seiner Henker: „Du Hundesohn, du machst das Kreuzzeichen, warte einen Augenblick, bald wirst du es nicht mehr machen", und hieb ihm, während er dieses sagte, beide Hände ab. Der Leib dieses Martyrers wurde, nachdem man ihn durch die Straßen der Stadt geschleift hatte, zum Spotte auf den Judenkirchhof geworfen, denn Letztere werden von den Mohamedanern noch mehr wie die Christen verachtet. Diese Stadt scheint, wie man sieht, daher von den Sendboten des Evangeliums klug ausgewählt zu sein, um hier das Werk des Christenthums und der Gesittung aufzubauen.

Wenn wir nur von unserer katholischen Freischule reden wollten, so berechtigt uns diese schon Anfangs zu den schönsten Hoffnungen. Seit ihrer ersten Eröffnung, im Oktober vorigen Jahres, zählt sie heute mehr wie hundert Kinder, von denen zwei Drittel Mohamedaner sind. Die Grundlage des Unterrichtes ist die nämliche, wie im Collegium, nur die Gymnasialklassen sind weggelassen. Die Freischule ist eine wahre Vorsehung für die Kinder, welche sie besuchen, denn fast alle sind arme Unglückliche, oft von ihren Familien verlassen und den ketzerischen oder muselmännischen Schulen entrissen, wo es so gut wie gar keine Erziehung gibt. Es ist zu bedauern, daß die Schulstube viel zu klein für die vielen Anmeldungen ist, die wir täglich bekommen, und unsere Einkünfte erlauben es uns nicht, neue Ausgaben zu machen.

Die gebieterische Nothwendigkeit, auch den Mädchen eine christliche Erziehung zu verschaffen, hat uns bewogen, eine Mädchenschule anzufangen. Die Schwestern der afrikanischen Mission ließen sich im Jahre 1881 zuerst in einer kleinen arabischen Hütte nieder, dem einzigen Obdache, welches man, noch dazu im ungesundesten Stadttheile, für den Dienst des Christen-Gottes finden konnte. Ein Jahr darauf konnten wir ein mehr im Mittelpunkte der Stadt gelegenes Haus miethen, aber auch dieses ist ebenso feucht, ebenso ungesund, ebenso arm an Licht und Luft, wie das erstere; ein fauler eckelhafter Geruch strömt aus ihm, welcher die Gesundheit der armen Schwestern untergräbt und in ein frühes Grab stürzt.

Außer der Schule haben diese frommen Frauen zu Tanta eine Apotheke errichtet, wo die Kranken unentgeltlich Arznei erhalten. Hier thun zwei Schwestern mit wenigen Mitteln den Dienst und oft

ist nicht mal Leinen genug zum Verbinden der Wunden vorhanden. Ehe die Schwestern aufmachen, wartet schon ein ganzer Haufen früh Morgens auf der Straße, und, um ihr bescheidenes Mahl einzunehmen, müssen sie wieder die Thür verschließen. Aber auch dann läßt man sie noch nicht in Ruhe, und schreit sie durch das Fenster an. Augenscheinlich reichen zwei Schwestern für einen solchen Dienst nicht hin, aber, würden sie Hülfe erhalten, so würden sie später dieses wichtige Werk noch weiter ausdehnen können. Es soll jedoch jetzt dieser Plan möglichst bald zur Wirklichkeit werden, denn durch ihre Schulen sowohl, wie durch ihre aufopfernde Liebe gegen die Kranken, haben sie sich schon sehr beliebt gemacht.

Dank diesen Anstalten haben die Mohamedaner dieser großen Stadt schon viel von ihrem früheren Fanatismus verloren, und wir Missionäre hoffen zuversichtlich, daß die göttliche Vorsehung die Herzen zum Bessern lenken und den Verstand dieser Menschen erleuchten wird.

Obschon ich heute bei meiner Ankunft gar viele Geschäfte habe, so wollte ich doch nicht zögern, Ihnen diese Zeilen zu schreiben und Ihnen und allen Hausgenossen in der Waisenheimat zu Columbus, wie auch den lieben Waisenkindern meine besten Wünsche aus Afrika zu senden und Ihnen zu danken für das Interesse und die Theilnahme, die Sie mir während meines Aufenthaltes in Amerika erwiesen haben. So leben Sie denn wohl, und beten wir für einander.

Mit herzlichem Gruß,

Ferdinand Merlini,
Missionär in Afrika.

Diesem Briefe unseres Freundes, des Hochw. Herrn Merlini, haben wir noch etwas beizufügen, was diesen apostolischen Mann selbst betrifft, und dessen er nicht erwähnt, und das auch wir aus anderer Quelle erfuhren. Als nach dem großen Aufstande des Arabi Pascha vor einigen Jahren Egypten von der Cholera heimgesucht wurde, da lag auch ein junger katholischer Syrier im Feldlager krank an der Cholera darnieder. Als nun Rev. Merlini dieses erfuhr, da ging er, zum großen Staunen der Muselmänner und Schismatiker, unerschrocken durch die Reihen der Soldaten zu dem Cholera-Kranken, setzte sich an seinem Lager nieder und ertheilte ihm die

heiligen Sterbesakramente. Vater Merlini erzählt das Nämliche von seinem Mitbruder, dem Hochw. Herrn Wellinger, der als Anerkennung seiner Aufopferung während der Cholerazeit von der Regierung eine Ehrenmedaille erhielt. Der edle Vater Merlini führte das Wort im Munde: „Wir sind arm, aber wir arbeiten für einen guten Meister, der über alle Reichthümer der Welt gebietet."

Tanta in Unter-Egypten,
den 18. Januar 1886.

Es ist zu bedauern, daß dieses Land keine weise Regierung hat, welche es nach Außen beschützen und nach Innen angemessen verwalten könnte. Mit einem solchen Segen würde es bald eines der reichsten Länder der Welt werden. Der Boden besitzt eine außerordentliche Fruchtbarkeit, und liefert zwei, ja dreimal im Jahre verschiedene Ernten. Trotzdem herrscht überall im Lande das äußerste Elend und die bitterste Armuth, welche von jeher die beständigen Begleiter des Islam waren. Schon von Anfang an hat der Islam, dem Samum d. h. dem heißen Südwinde der Wüste gleich, die Wohlfahrt eines jeden Volkes versengt, welches seinen faulen Dunst eingeathmet hatte. Palästina, Egypten und Nordafrika waren reich und glücklich, bis die Muselmänner über sie kamen. Zu den Zeiten der alten Römer wurde Algier die Kornkammer des römischen Reiches genannt. Mit allen drei Ländern ist eine traurige Veränderung seitdem vorgegangen Der arme, halbnackte, unwissende Fellah der Jetztzeit ist ein ganz anderes Menschenkind als sein katholischer Vorgänger aus den Zeiten des Origenes und Athanasius, als sein Vaterland mit christlichen Kirchen und Schulen noch besäet war und die ganze christliche Welt mit dem Ruhme seiner Heiligen und Gelehrten erfüllte. Er selber weiß nicht, daß es jemals eine solche Zeit gegeben hat. Er wohnt in einer kleinen aus Schlammwänden bestehenden Hütte, die einem großen Ameisenhügel sehr ähnlich ist, weder Fenster noch Schornstein hat, sondern nur eine niedrige Thür, welche beiden Zwecken dienen soll. Innerhalb herrscht die größte Einfachheit, nur ein einziges, einige Quadratfuß großes Gemach ist vorhanden, welches er noch oft mit seinen Ziegen und Schafen theilt; Stühle. Tische und Betten gibt es

hier nirgends, da der arme Fellah in glücklicher Unwissenheit den Nutzen eines solchen Luxus nicht kennt, indem der Fußboden ihm für alle drei Dinge dieser Art dient. Seine Kleidung ist ebenso einfach. Natürlich umhüllt der unvermeidliche Turban sein Haupt, sonst wäre es um seine Hoffnung auf das Paradies des Propheten geschehen. Von Kopf bis zu den Knieen ist er mit einem Stücke Calico oder anderm weißen Stoffe bekleidet, welches manchmal in Form einer losen Weste und weiter Hosen herunterfällt, seine Kleidung von den Knieen abwärts ist gleich den Schuhen eines Irländers aus Connemara und Freundes von Pater Tomas Burke, welche der Rede nicht werth waren, da sie weder Sohlen noch Oberleder hatten. Ueber Alles dieses trägt er einen großen weiten Mantel, wenn er ausgeht oder nicht arbeitet, und nun ist sein Anzug vollständig und regelrecht. Die Nahrung des armen Fellah ist so schlecht, daß man sich wundern muß, wie er davon leben kann, ein kleines hartes Brod, wenn er es anschaffen kann, Wasser, grüne Kräuter vom Felde, damit ist Alles gesagt. Seine religiösen Meinungen und Gebräuche sind natürlich diejenigen eines jeden rechtgläubigen Muselmannes. Er kostet niemals den verbotenen Wein, vergißt niemals die vorgeschriebenen Waschungen im Canal und die Verbeugungen an dessen Ufer, und zur bestimmten Zeit ruft er laut den Namen Allahs an, bis er vom Schreien ganz heiser wird. Er glaubt auch in frommer Weise, daß Weiber keine Seelen haben, freilich mit Ausnahme der wenigen Glücklichen, die zu Houris im Paradiese bestimmt sind, und daher sich nicht um das andere Leben zu kümmern brauchen. Dabei glaubt er aber auch steif und fest, daß die Seele eines gläubigen Muselmannes, der sich vom unheiligen Weine enthält und die andern frommen Vorschriften Mohameds befolgt, — mag er sonst noch was immer verbrochen haben — nach dem Tode nichts Anderes zu thun hat, als geradewegs in den Himmel zu wandern. Der Leib wird in Allahs bestimmter Zeit der Seele in den Himmel nachfolgen, und ehe man ihn begräbt, wird der Kopf bis auf einen einzigen Haarschopf mitten auf dem Schädel kahl geschoren, damit bei diesem Schopfe der Prophet, wenn die Zeit kommt, ihn aufheben und in die Gefilde der Houris stellen kann. Die große Masse des Volkes im Delta besteht aus Fellahs, wie ich sie beschrieben habe; natürlich paßt meine Beschreibung nicht auf die Reichen unter ihnen, welche ebenso bemerkenswerth für ihre prächtigen Gewänder sind, als die Armen für das Gegentheil. Reiche sowohl wie Arme sind fast

alle unwissend und eine Folge sowohl als eine Ursache dieses Umstandes ist es, daß fast Alle Mohamedaner sind. Trotzdem haben sie aber noch viele gute alte Sitten besserer Tage beibehalten, von denen ich bei einer anderen Gelegenheit sprechen werde.

Wie schon bemerkt, ist es ihre Unwissenheit und ihr Vorurtheil, welche sie in den Aberwitz des Mohamedanismus gebannt hält und daher muß man, um sie zu bekehren, damit in der Mission anfangen, diese beiden Uebelstände zu entfernen. Augenblicklich haben wir gerade in dieser Richtung unser Hauptstreben geleitet und wir können sagen, daß unsere Bemühungen schon bemerkenswerthe Erfolge erzielt haben.

Als wir vor acht oder zehn Jahren nach Tanta kamen, war unser Empfang nichts weniger als herzlich und eine geraume Zeit ließ man uns fühlen, daß wir nicht willkommen seien. Bei einer Gelegenheit, in der wir einem Häuptlinge vorschlugen, uns ein kleines Grundstück zu verkaufen, antwortete er, daß die Christenhunde niemals eine Quadratruthe seines Bodens haben sollten, und wenn sie es mit Goldstücken als Bezahlung bedeckten. Wir aber harrten aus, und allmälig wurden die Leute gewahr, daß wir ihre Freunde seien. Heute sind unser Collegium und unsere Freischule mit ihren Kindern angefüllt, und die Bevölkerung, nicht nur aus Tanta, sondern auch aus der ganzen Umgegend ist uns im höchsten Grade gewogen. Ein Staab von zehn Priestern, zwei eingebornen Professoren für die arabische, und einem für die griechische Sprache, und von zwei Laienbrüdern führt die Geschäfte des Collegiums und der Schule, und durch ihre Fähigkeit sowohl als auch durch ihren Eifer ist es Nah und Fern berühmt geworden. Vergangene Woche besuchte ich einige Orte des Nildelta, um den dortigen Katholiken Gelegenheit zu geben, zur Weihnachtszeit ihren religiösen Pflichten nachzukommen, da wir bis jetzt noch nicht in der Lage sind, residirende Missionäre selbst in den Hauptorten anzustellen. Bei vielen dieser Orte wurde ich dringend, besonders in Tifta, am linken Nilufer, gebeten, Missionäre zu schicken und Schulen zu errichten. Dieser Ort hat mit dem auf dem andern Ufer gelegenen Orte Nut Kamar eine Bevölkerung von 35—36,000 Seelen, von denen 7000 Christen sind. Tifta und Umgegend sind reich an Erinnerungen der Vergangenheit. Hier war es, wo im Jahre 1249 das Heer der Kreuzfahrer, geführt von Ludwig, dem heiligen Könige von Frankreich, in die Hände der Sarazenen fiel. Der Orient ist vorzüglich das Land der Ueberlieferung und diese alten Orte haben noch jetzt manche bemer-

kenswerthe Einzelheiten über die Niederlage dieses edlen, jedoch unglücklichen Heereszuges aufbewahrt. Nachdem die Kreuzfahrer Damiette erobert hatten, zogen sie den Nil aufwärts bis nach Cairo. Fieber, rothe Ruhr und die beständigen Angriffe der Mameluken und der Sarazenen rissen große Lücken in ihre Reihen, je weiter sie vordrangen. Tifta diente als ein Magazin für die Kriegsboote von Cairo, welche die Kreuzfahrer von Nile aus belästigten. Dennoch gelang es diesen, bis nach Mansoura, einige Meilen oberhalb Tifta, vorzudringen und diesen Platz zu belagern. Von allen Seiten angegriffen, waren sie jedoch bald genöthigt, die Belagerung von Mansoura aufzuheben — und bei ihrem Versuche — den Nil abwärts zu fahren, fiel der große christliche König des Westens und der größte Theil seines Heeres in Kriegsgefangenschaft. Eine ehrwürdig aussehende Moschee in Mithsamar wird noch jetzt als das Gefängniß des königlichen Gefangenen gezeigt.

Ungefähr hundert Meilen von der Mündung des Nil gelegen ist Tifta, eine der Hauptstationen für die zahlreichen Boote, welche zwischen Cairo und Damietta fahren. Die Leichtigkeit der Aus- und Einfuhr haben ihm einen beständigen und regen Verkehr verschafft, nebst den besten Aussichten für einen glänzenden Wohlstand. Hier jedoch wie überall anderswo herrscht sowohl unter den Christen als auch den Mohamedanern die größte Unwissenheit. Es gibt hier nicht eine einzige katholische Schule, in der die Kinder dieses Bekenntnisses Unterricht in ihrer Religion erhalten, und ich war genöthigt, Manchen unter ihnen die Lossprechung zu verweigern, weil sie nicht mal das Kreuzzeichen machen konnten. Die einzige Lehranstalt von einiger Bedeutung wird von einem jüdischen Menschenfreunde gehalten. Dieser gute Mann, der von dem Erfolge unseres Collegiums in Tanta gehört hatte, wollte, von dem edelmüthigen Wunsche beseelt, den Kindern seiner Vaterstadt eine gleiche Wohlthat zu verschaffen, gern uns seine Zöglinge überlassen und seine Schule aufgeben, wenn wir nur kommen und eine bauen wollten. Die coptischen Monotheleten, welche den größten Theil der 7000 Christen unter den Bewohnern der Stadt ausmachen, geben den innigen Wunsch kund, uns in ihrer Mitte zu sehen. Diese armen Leute, von denen ungefähr 100,000 in ganz Egypten zerstreut leben, und die sich von der katholischen Einheit schon im sechsten Jahrhundert getrennt hatten, haben seitdem noch in den Irrthümern, welche ihren Abfall verursachten, beharrt, obschon sie die heilige Messe und die

Beichte behalten haben und den größten Theil der katholischen Lehre glauben. Ihr Hauptirrthum ist dieser: sie behaupten, nicht an die menschliche und göttliche Natur Jesu Christi zu glauben, während sie gleichzeitig bekennen, daß er Gott ist und für uns starb. Wir finden sie überall den katholischen Missionären des Westens sehr freundlich gesinnt, und wir hoffen, daß wir bald im Stande sein werden, etwas für sie zu thun, um sie in großer Zahl zum alten Glauben zu bekehren. Tifta und Mithsama würden dann einen Mittelpunkt abgeben, wo und von woher viel Gutes gethan werden könnte. Man denke sich eine Stadt von fünf und dreißigtausend Bewohnern, die durchaus nicht die Vortheile einer guten Schulbildung verkennen, ohne irgend eine Anstalt, die nur den Namen einer Schule verdient, und man kann sich einen Begriff machen von der Nothwendigkeit und den Aussichten eines gut eingerichteten Collegiums, welches mit fähigen und pflichtgetreuen Professoren versehen ist, eines Collegiums, wie wir es zu bauen vorhaben. Ohne irgend einer Anstalt dieser Art, mit der es zu wetteifern hätte, würde es die Jugend der besten Familien der Gegend heranziehen, und dieses würde zu einem gewissen Erfolge hinreichen, denn im Orient, wo die Gebräuche nach Jahrhunderten noch dieselben, wie bisher blieben, folgen die untern Klassen jetzt noch in Allem ihren Häuptlingen. So würden wir bald in der Lage sein hier wie anderswo anzufangen, den guten Samen des Christenthums in die jungen Seelen der heranwachsenden Generation zu säen. Es würde nun ewig zu bedauern sein, wenn wir nicht im Stande wären, das Anerbieten, welches uns gleichsam durch die Vorsehung gemacht ist, annehmen zu können, oder, wenn, indem wir abwarten müßten, bis wir die nöthigen Mittel hätten, Protestanten mit englischem Gelde auftreten und eine Stellung erringen würden, welche auf die Religion zukünftiger Geschlechter entscheidend einwirken mag; denn, wie ich schon bemerkt habe, sind die Egypter in jeder Beziehung Jahrhunderte weit zurück, und wenn ihre altmodische Unwissenheit und ihr starkes Vorurtheil in großem Maßstabe durch europäische Schulen, welche jetzt im ganzen Lande sich kräftig in dieser Hinsicht bemühen, beseitigt sind, wird es für die Religion Mohameds unmöglich sein, sich länger zu halten. Sollte diese Zeit kommen, wie aller Wahrscheinlichkeit nach es der Fall sein wird, dann wird die Religion einer jeden Stadt diejenige der Schulen sein, welche das Volk erzogen haben. Daher halten wir es für höchst wichtig, daß wir, sobald wie möglich, alle

Hauptorte der uns anvertrauten Missionsgegend besetzen. Nur eine Schwierigkeit steht unserm beabsichtigten Unternehmen in Tifta im Wege: Ohne den Bau einer Schule, einer Kapelle und eines Wohnhauses geht es nicht, und dieses können wir ohne die nöthigen Mittel nicht thun. Es würde die Summe von sechstausend Dollars erfordern, da wir aber gegenwärtig eine Schule und Apotheke für die Nonnen unserer Gesellschaft in Tanta bauen, ist diese Summe für uns gänzlich unerreichbar. Seit mehreren Jahren waren die Schwestern genöthigt, in einem elenden alten Hause, welches Obdach, Schullokal, Kapelle und Apothete liefern mußte, zu wohnen und zu arbeiten. Da aber die Anzahl der Zöglinge und Patienten stetig zunahm, ist dieses Haus ganz und gar zu klein geworden, so daß wir es nicht länger aufschieben können, sie mit einem bessern Gebäude zu versehen. — Dennoch sind die Bedürfnisse der Mission in Tifta kaum weniger dringend. In dieser Schwierigkeit können wir nur hoffen, daß die edelmüthige Barmherzigkeit frommer Seelen uns helfen würde. Ich schäme mich, unsere Bedürfnisse sobald wieder der Barmherzigkeit unserer Freunde vorlegen zu müssen, aber die Noth ist groß und zwingt auch dazu. Ich möchte Sie deßhalb bitten, diese Sache weiter bekannt zu machen, indem sie diesen Brief, oder wenigstens soviel, als unserem Anliegen hinreichend sein wird, abdrucken. Indem ich unsere Wohlthäter bitte, unsere Dringlichkeit zu entschuldigen, möchte ich ihnen zu bedenken geben, daß Tausender Seelenheil davon abhängt, daß wir in den Stand gesetzt werden, die gegenwärtige Gelegenheit, diese Mission zu begründen, zu benutzen, und daß, zu welchem Opfer ihre christliche Liebe sie bewegen mag, dieselben sicher von Demjenigen reichlich belohnt werden, der sein Leben hingab, daß diese Tausende nicht verloren gehen. Er hat ja versprochen, daß ein Trunk kalten Wassers, in Seinem Namem dem ärmsten Geschöpfe gegeben, um dessen leibliche Noth zu lindern, nicht unbelohnt bleiben wird, wie viel weniger wird dieses der Fall sein, wenn wir die geistliche Noth unseres Nächsten lindern. Und welche Leute sind in dieser Hinsicht schlimmer daran, als die Ungläubigen dieses umnachteten Landes? Während besser gestellte Völker alle Heilsmittel nahe bei der Hand haben, beruht fast die einzige Hoffnung dieser armen Geschöpfe auf unser demüthiges Wirken und auf die materielle Hülfe der Gläubigen, ohne welche wir wenig für sie thun können.

Hätten wir nur die Mittel, uns in den Hauptorten niederzulassen, so

könnten wir mit verhältnißmäßig geringem Beistande unsere Schulen und Collegien der Länge und Breite nach in dieser uns anvertrauten Gegend errichten. Concurrenz würde es nicht geben, denn das Volk ist weniger gebildet, als in den ersten Jahrhunderten des Islam, und wir hätten nur Unwissenheit zu überwinden. Hierdurch würde mit der Zeit die Erziehung des größten Theiles der Jugend in unserm Vikariate in unsern Händen liegen. Diejenigen, welche im Lehrfache erfahren sind, wissen, welchen mächtigen Einfluß der Lehrer auf das junge Gemüth seines Zöglings besitzt. Dieses ist in verdoppeltem Maße bei Verhältnissen wie den unserigen der Fall. Durch diesen Einfluß könnten wir die Gemüther des heranwachsenden Geschlechtes formen, ohne daß es eben den Anschein hat, daß wir es thäten. Sie würden bald die Ungereimtheiten des Mohamedanismus kennen lernen und zum Glauben ihrer Väter und des alten Egyptens zurückkehren. Das ist unser Programm und das ist die Hoffnung, welche uns stützt in diesen großen Mühen, denen wir unser Leben gewidmet haben. Præimus ante faciem Domini, parare vias ejus.

Ihr getreuer Diener im Herrn,

Ferdinand Merlini,
apostolischer Missionär in Tanta, Egypten.

Fetischdienst;

oder:

Die Religion der Neger in Guinea.

Inmitten der Forschungen und wissenschaftlichen Reise-Unternehmen, welche allmälig Afrika seines geheimnißvollen Dunkels entkleidet haben, hat der Fetischdienst das Seinige zu bewahren gewußt. Bisher hat dieses Wort unter Europäern nur einen höchst unklaren Begriff einer gewissen Anbetung thierischen Stoffes und eine Regung tiefen Mitleidens für die unglücklichen schwarzen Fetischanbeter hervorgerufen. Wir geben zu, daß die ersten Eindrücke diese Ansicht begünstigen. Der Europäer findet bei seiner Ankunft in Guinea bei jedem Schritte, den er in den Negerdörfern macht, aus Holz oder Lehm gemachte Götzenbilder, die ebenso fratzenhaft, als schmutzig und grob gemacht sind, und von ihren thörichten Anbetern mit Hahnenblut und Palmenöl über und über beschmiert werden. Ein einziger Blick reicht hin, den Europäer mit Verachtung eines solchen Götzendienstes zu erfüllen; wenn er aber bald darauf vernimmt, daß diese ungestalteten Gottheiten nach Menschenblut dürsten, und daß ihnen wirklich Menschenopfer dargebracht werden, um sie zu versöhnen, vereinigt er sofort tiefen Unwillen mit seiner Verachtung, er verabscheut Fetische und Fetischanbeter, die von nun an nicht werth sind, daß man ferner auf sie achtet. Hierdurch erklärt sich die unvollkommene, ja geradezu falsche Idee, welche über den

Fetischdienst vorherrscht. Was man den Fetischdienst nennt, ist nur die greifbare stoffliche Hülle; wenn man aber mit Hülfe gründlichen Studiums dahin gelangt ist, diesen Schleier durchblicken zu können, erscheint der Fetischdienst in einem ganz andern Lichte, und man muß staunen, unter dieser groben und abstoßenden Hülle eine Reihenfolge von Lehren und ein vollständiges religiöses System zu entdecken, dessen Hauptbestandtheil aus Spiritualismus besteht. Dabei ist es höchst beachtenswerth, daß diese Lehren auffallende Aehnlichkeit mit dem Heidenthum der Culturvölker des Alterthums darbieten. Man setze an Stelle dieser plumpen und klotzartigen Fratzen die Meisterwerke der griechischen Kunst, und nehme statt der armseligen Fetischhütten die römischen und athenischen Tempel, und unter diesen verschiedenen Formen, jedoch mit wesentlich den nämlichen Merkmalen, wird uns der Fetischdienst erinnern an Neptun, Mars, Merkur, Vulkan, Aeskulap, Appollo und andere Götter und Halbgötter oder Genien, denen wir beim Studium heidnischer Alterthümer begegnen.

Während die Gelehrten sich mit dem Studium dieser alten Götzendienste so große Mühe geben, um von Hieroglyphen die Geheimnisse des Apisstiers zu entziffern, oder um mit großen Kosten unter Ruinen eine Spur der vergessenen Gottheiten der Babylonier zu entdecken, scheint es wirklich der Mühe werth zu sein, die Geheimnisse des Fetischdienstes zu erforschen, der gleichsam vor unseren Augen stattfindet und auch die Religion von Millionen menschlicher Wesen ist. In der That, der Fetischdienst beherrscht gleichzeitig mit dem Islam das ganze um den Aequator gelegene Afrika. Er ist die Religion unzähliger schwarzer Stämme, welche Guinea, die Goldküste, Ashanti, die Sklavenküste, Dahomeh, Jorruba, Benin und die Ufer des Niger und Benue bewohnen. Nördlich erstreckt er sich bis nach Timbuktu, östlich bis zum See Tchad, und südlich bis Gabon und dem Congo. Unter

diesen schwarzen Stämmen sind die religiösen Systeme, die Ceremonien des Götzendienstes und die häuslichen Sitten so innig unter einander verbunden, daß eine Kenntniß ihrer Religion für das Verständniß ihres nationalen Zusammenhanges, und vor Allem für das erfolgreiche Unternehmen ihrer Bekehrung zum Christenthum unentbehrlich ist.

Ihre Ueberlieferungen und religiösen Lehren lassen uns im Alterthume ein Volk vermuthen, welches eine größere Cultur besaß, als heutzutage die Schwarzen in Guinea besitzen. Andererseits zeigen uns augenscheinlich manche Gebräuche, Sitten und Gewerbe, daß diese Stämme ein in Verfall gerathenes Volk sind. Die Kriege, besonders die Bürgerkriege, welche diese Länder verwüstet haben und noch verwüsten, waren die Ursache, daß sie Dasjenige verloren, was sie von dieser alten Cultur bewahrt hatten, einer Cultur, die, wie aus vielen Sitten hervorgeht, größtentheils eine egyptische war.

Ihre Götterlehre, die gegenwärtig höchst unvollständig ist, enthält manche dunkle Punkte und manche kleine Einzelheiten, die man nur mit Schwierigkeit in Einklang bringen kann; aber die wesentlichen Punkte sind im Allgemeinen ziemlich gut im Gemüthe der Schwarzen eingeprägt, durch ihre Lieder, ihre Gebräuche, die Figuren und Merkzeichen der Gottheiten, die in ihren Tempeln und ihren Wohnungen aufgestellt, und selbst an den Thüren und Pfeiler der Häuser der Häuptlinge und der Fetischhütten eingeschnitten sind.

Darum haben die Fetischanbeter, obschon sie über einen ungeheuer ausgedehnten Länderstrich zerstreut sind, eine gewisse Einförmigkeit ihres religiösen Glaubens; ihre Gottheiten sind dieselben, nur deren Namen sind verschieden, und die Einzelheiten, die wir hiermit über die an der Sklavenküste von Yoruba, in Dahomeh, Benin und in andern benachbarten Königreichen wohnenden Schwarzen angeben, sind auf alle Fetische anbetenden Nationen anwendbar.

Erster Theil.

Der Fetischdienst.

(Das religiöse System der Neger von Guinea.)

Die Religion der Schwarzen ist ein sonderbares Gemisch von Monotheismus (Verehrung eines einzigen Gottes), Polytheismus (Verehrung mehrerer Götter) und Götzendienstes. Diesen religiösen Systemen liegt die Idee eines Gottes zu Grunde; man glaubt an ein höchstes, uranfängliches Wesen, an den Herrn des Weltalls, welches sein Werk ist. Diese Art Monotheismus nimmt jedoch gleichzeitig eine Anzahl von Untergöttern und untergeordneten Göttinnen an. Ein jedes Element hat seine Gottheit, welche, gleichsam in demselben verkörpert, es belebt und leitet, und daher ein Gegenstand der Anbetung ist. Alles und jedes in der Natur bildet einen großartigen Maßstab der Vergötterung. Hinter den Göttern und Göttinnen reiht sich noch eine unbestimmte Anzahl guter und böser Geister (Genien) an, und zuletzt kommt die Verehrung der Halbgötter und großer Männer, welche während ihrer Lebenszeit sich ausgezeichnet haben. Die Schwarzen beten auch die Todten an, und glauben an die Metempsychose (Seelenwanderung), oder an das Eingehen von Seelen in andere Körper. Sie glauben auch an das Dasein eines Olymps, wo die Götter und die berühmten Männer, die Fetische geworden sind, wohnen; an eine Unterwelt, die der Todten Aufenthalt ist, und endlich an einen

Zustand der Strafe für große Verbrecher. Sie haben auch ihre Metamorphosis (Verwandlung), ihre geheiligten Thiere, ihre Tempel, ihre Götzenbilder u. s. w. Mit einem Worte, ihre Religion ist in allen Dingen der ehemaligen Vielgötterei der Alten ähnlich; und trotz des überwältigenden Zeugnisses für das Dasein Gottes, ist sie wirklich nur ein ungeheurer Pantheismus, — d. h. eine Theilnahme aller Elemente an der göttlichen Natur, welche gleichsam sie Alle durchdringt.

Folgendes mag uns eine genauere Idee dieses Systems geben:

Cosmogonie und Theogonie.*)

Die Idee Gottes. — Obschon der Vielgötterei ganz ergeben, haben die Schwarzen noch nicht die Idee eines wahren Gottes verloren; aber ihre Idee von Ihm ist sehr verwirrt und unklar. Unter den unzähligen Göttern und Göttinnen des schwarzen Pantheons, in dem alle Gottheiten entweder als Zwitter oder als göttliche Ehepaare verbunden sind, ist Gott allein mit einem Zwitterdasein oder dem eines Verheiratheten verschont; ferner haben die Schwarzen weder eine Bildsäule, noch sonst ein Symbol, um Ihn darzustellen. Er gilt für das höchste uranfängliche Wesen, für den Hervorbringer und Vater der Götter und Geister; man nennt ihn Olorun (Ol-i-orun), d. h. den Besitzer und Gebieter des Negerhimmels oder Olymps, des Wohnortes der Götter und Göttinnen. Eine Stadt der Yoruba heißt Bi-Olorun pelu: „wenn Gott mit uns ist". Er heißt auch Olodumare: „der Allmächtige". Oga-ogo: „der Glorreichste"; Elemi: „Er, der den Hauch des Lebens hat"; Emi: „der Herr der Menschenseelen". Der

*) Unter Cosmogonie versteht man die Lehre von der Entstehung der Welt; unter Theogonie menschliche Anschauung über die Gottheit, ohne die wahre göttliche Offenbarung.

Name Elemi ist auf Niemand anders anwendbar; er gebührt Gott allein. „Die Götter“, so behaupten die Schwarzen, „können ebenso wie Obatala Körper machen, sie aber nicht beleben. Gott hat sich diese Fähigkeit allein vorbehalten“.

Jedoch ist trotz aller dieser Ansichten die Gottes-Idee dieser Schwarzen der Majestät Gottes höchst unwürdig. Sie behaupten, daß Gott, nachdem Er die Ordnung der Welt angefangen hatte, den Obatala mit deren Durchführung und Leitung beauftragt, darauf sich zurückgezogen, und sich für ewig zur Ruhe gesetzt habe; jetzt nur mit seiner ewigen Seligkeit beschäftigt, sei Er zu erhaben, um sich mit den Angelegenheiten dieser Welt zu befassen. Gleich einem Negerkönige verbleibt er immer im Schlafe des Nichtsthuns.

Daher zollen die Schwarzen auch Gott keine Verehrung. Während sie gar nicht auf Ihn achten, beschäftigen sie sich mit den Göttern, Göttinnen und Geistern, denen sie ihre Geburt und ihr Loos in dieser und in jener Welt zu verdanken glauben. Und dennoch, obschon die Neger Nichts von Gott zu erwarten scheinen, wenden sie sich doch, gleichsam durch den natürlichen Trieb des menschlichen Geistes, an Ihn und rufen Ihn an in plötzlicher Gefahr und großer Trübsal. Wenn sie ungerecht verfolgt werden, berufen sie sich auf Gott zum Zeugen ihrer Unschuld.

Olorun ri mi: „Gott sieht mich.“

Olorun mo pe emi ko puro: „Gott weiß, daß ich nicht lüge“.

Olorun gba mi o: „Gott behüte mich.“

Auch schwören sie bei Gott und oft in diesen einfachen Worten: Olorun, Olorun! „Gott, Gott“! wobei sie zugleich ihre Hände zum Himmel erheben.

Oft hört man den Namen Gottes bei ihren Grüßen und Gesprächen, wie beim Morgengruße:

O je re o? „Bist du wohl aufgestanden?“ worauf sie gewöhnlich antworten:

A yın Olorun! „Gott sei gelobt".

Für den Abendgruß gebrauchen sie oft die Worte:

K'Olorun k'o cho gbogbo wa! „O, daß Gott uns Alle beschütze".

Wenn aber auch die Schwarzen Gott vergessen, hören sie doch nicht auf, die Fetische anzurufen, an die sie sich in allen Lagen des Lebens wenden, und zwar nicht als Mittler oder Fürsprecher zwischen Gott und den Menschen, sondern als ganz unmittelbare Helfer.

Die Götter ersten Ranges sind unumschränkte Gebieter in ihren Reichen, die ganz ihrem eigenen Gutdünken und Charakter gemäß handeln, und unmittelbar Böses oder Gutes wirken. Die Untergötter und Geister sind oft von den höheren Göttern abhängig, aber auch sie haben ihr eigenes Reich, indem sie frei nach ihrem eigenen Willen schalten und walten dürfen.

Die Fetische, von dem portugiesischen Worte Feitico, Zauber oder Verzauberung, werden in dem Nago-Dialekte Oricha genannt, ein Wort, welches Sitte, religiöse Ceremonie, Gebrauch bezeichnet. Die Oricha zerfallen in drei durchaus verschiedene Klassen:

I. Die Obergötter und Göttinnen.
II. Die Untergötter und Göttinnen.
III. Die guten und die bösen Geister (Genien).

I. Obergötter und Göttinnen.

Drei Hauptgötter nehmen im Neger-Pantheon den ersten Platz ein; nämlich Abatala, Odudua und Ifa.

1. Obatala.

Der erste unter den Obergöttern ist Obatala (Oba-ti-ala, der König der Weiße und des Lichtes). Ihm ist die weiße Farbe geheiligt, eine weiße Flagge weht über seine immer

weißen Tempel. Seine Bildsäulen, seine Symbole und die Abzeichen, welche seine Anbeter tragen, sind ebenfalls weiß.

Er heißt auch Orichanla, „der große Oricha"; Alamorere, „Er, dem die Erde gehört" — denn die Schwarzen behaupten, daß er es ist, der den menschlichen Leib im Mutterschoße bildet und die Negerinnen flehen ihn an, um das Glück zu haben, Mütter zu werden. Dieser Glaube veranlaßt sie, mißgestaltete Leute und besonders Albinos, die ziemlich häufig an der Küste von Guinea zu finden sind, für das Werk Abatalas zu halten, der darum solche Geschöpfe hervorbringt, um die Menschen an sein Amt als Halbschöpfer zu erinnern.

Er wird auch Oricha kpokpo, „der Beschützer der Stadtherrn" genannt"; als Solchen stellt man ihn dar als einen mit einer Lanze bewaffneten Reiter; auch Alabalache, „das Orakel, welches die Zukunft vorhersagt"; Oricha oginia, „der Fetisch, der in den Menschen eingeht". Unter diesem Namen ist er unter den Nagos berühmt.

In Porto Novo ist er noch besser unter dem Namen Onse bekannt. In allen zweifelhaften Rechtsfällen wendet sich der König an ihn, um die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten zu entdecken. Dieser Fetisch besteht aus einer großen, hohlen, hölzernen Walze, ungefähr drei und einen halben Fuß lang, von der Dicke eines Mannes, an welcher das eine Ende mit Schneckenhäusern, das andere mit Tuch verstopft ist. Der Fetisch wird dem Angeklagten auf den Kopf gesetzt, der knieend ihn mit aller Kraft mit beiden Händen halten muß. Fällt der Fetisch vorwärts, so gilt der Angeklagte für unschuldig; fällt er rückwärts, so gilt er für schuldig. Merkwürdigerweise führt, trotz den Anstrengungen des Angeklagten, der Fetisch alle Bewegungen aus, die ihm der Fetischpriester befiehlt: er wiegt sich von einer Seite auf die andere und fällt endlich vorwärts oder rückwärts, wenn der Fetischpriester ihm befiehlt, den Angeklagten entweder für schuldig oder für unschuldig zu erklären.

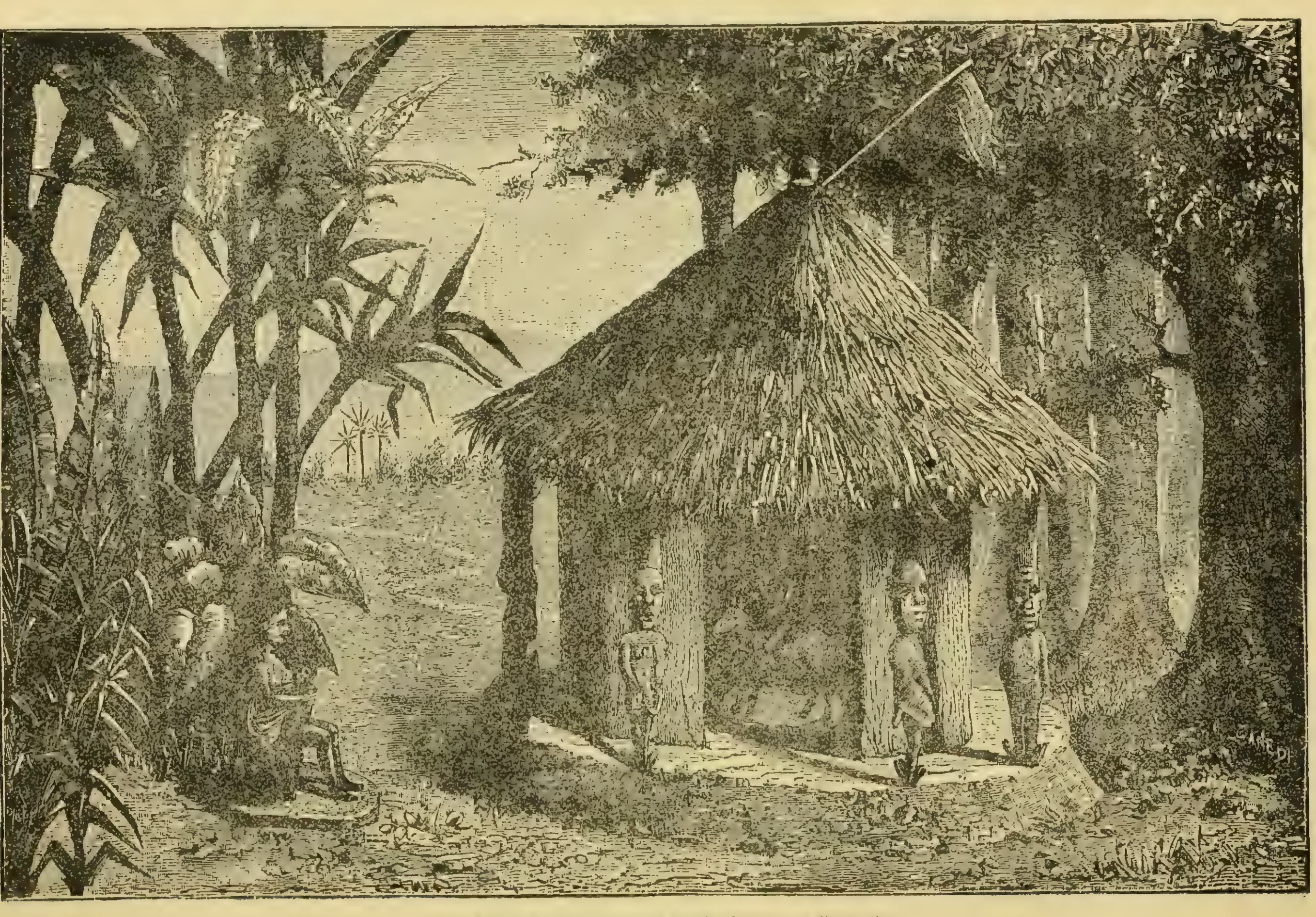
Manche Leute sind der Meinung, daß ein Knabe in der Rolle verborgen ist, der, nachdem er mehrere Jahre diesen Dienst versehen hat, getödtet und durch einen andern ersetzt wird. Auf diese Weise wird das Geheimniß bewahrt, und der König kann leicht und ohne Widerrede Recht sprechen. Wenn Onse einmal gesprochen hat, ist die Sache unwiderruflich entschieden.

Obatala ist der größte der Götter; er ist das erste Wesen, das Gott, der Allerhöchste, im Anfange hervorgebracht hat. Er versetzte ihn mit anderen Geistern in die höheren Regionen des Weltalls und vereinigte ihn mit Odudua, die seine Frau wurde.

2. Odudua.

Odudua, die große Göttin der Schwarzen, die Mutter der Götter, scheint als unerschaffen und von Ewigkeit mit Gott zugleich bestehend, betrachtet zu werden. Odudua, welche auch Iya Agba, „die Mutter, die empfängt", genannt wird, wohnt in den unteren Regionen des Weltalls.

Obatala und Odudua waren Anfangs in einem Flaschenkürbis zusammengepreßt und eingeschlossen. Obatala saß im Deckel und Odudua auf dem Boden der Flasche, ganz im Wasser versunken, mit tiefer Finsterniß umgeben, vor Furcht und Hunger an allen Gliedern zitternd: sie waren nur eine ruhelose Masse, ohne Form oder Gestalt, und blind. Die Fetischpriester sagen dem Volke, daß Odudua in Folge einer häuslichen Schlägerei blind wurde, indem Abatala seiner Gattin die Augen ausriß, um sie zur Ruhe zu bringen. In großem Zorne verwünschte sie ihn und sagte: „Schnecken sollen von nun an deine Speise sein". Olorum olodoumære (der allmächtige Gott), den Odudua anflehte, ihr das Augenlicht wieder zu geben, erklärte, daß sie zur Strafe blind bleiben sollte, aber daß Obatala dafür, daß er sich vom Zorne habe hinreißen lassen, Schnecken essen solle, und diese garstigen



Die Göttin Odudua, und ein Fetisch-Tempel zu Porto-Novo.

Thiere sind in der That das Hauptopfer, das die Schwarzen dem Obatala darbringen.

Obatala stellt alles Höhere und Odudua alles Niedere dar. Obatala ist Geist, Odudua ist Materie; Obatala ist das Firmament, Odudua die Erde, — alles dieses wird durch einen weißen, mit einem Deckel versehenen Kürbis dargestellt, der in dem Tempel aufgestellt ist.

Die Fetischpriester sagen, daß Obatala und Odudua ein und dieselbe Gottheit, und zwar eine Zwittergottheit seien. Diese Idee findet in einer Bildsäule ihren Ausdruck, die blos einen Fuß, einen Arm und einen Schwanz hat, der in einem Ball oder in einer Kugel endigt.

Obatala und Odudua finden sich auch manchmal mit dem Zunamen Aroni und Aja; dann aber sind sie allmälig von ihrem Range als Obergötter zu dem dritten Range von Genien oder Kobolden herabgesunken.

In den Tempeln von Städten neueren Ursprunges sind Obatala und Odudua, gänzlich ihrer zwitterhaften Merkmale entäußert, als zwei vollkommen verschiedene Gottheiten angesehen und getrennt von einander dargestellt: Obatala in der Gestalt eines Kriegers und Odudua als eine Frau, die ein Kind stillt. Dennoch ist der symbolische Kürbis in dieser Art Tempel vor den Bildsäulen gestellt, um an die alte Lehre zu erinnern.

Diejenigen, die für ihre Wohnhäuser keine Bildsäulen anschaffen können, begnügen sich mit dem Kürbis, dem sie ihre Geschenke und Opfer darbringen. Neuestens treten der Gott Obatala und die Göttin Odudua in noch größerem Maßstabe getrennt und verschieden hervor, und erscheinen nicht mehr als ein Ehepaar. Beide flößen gleiches Vertrauen ein, sind gleichen Ranges und erhalten ganz gleichmäßige Ehrenbezeugungen; ihre Persönlichkeit ist durchaus von einander verschieden, und jeder hat einen besonderen Tempel. Besonders ist es

Odudua, deren Ansehen beim Volke ständig zunimmt, sodaß sie ihre Eigenschaft als Gattin fast ganz verloren hat und unabhängig geworden ist; sie herrscht als gebietende Göttin von Ado, einer modernen Stadt nicht weit von Badagrie.

Eine Sage berichtet, daß ein Jäger eines Tages der Odudua im Walde begegnete. Die Göttin schlug ihm vor, bei ihr zu wohnen und sie lebten längere Zeit zusammen, indem sie ihre Zeit theils mit dem Vergnügen der Jagd und der Fischerei, theils in einer Hütte zubrachten, die aus Baumzweigen am Fuße eines Baumes im Walde erbaut war. Endlich nahm die Göttin, die nunmehr der Gesellschaft eines Sterblichen überdrüssig geworden war, wie früher der Gesellschaft eines Unsterblichen, Abschied von dem Jäger und versprach ihm, daß sie ihn und alle Diejenigen beschützen wolle, die hier ihren Wohnort nehmen und statt der Hütte aus Baumzweigen ihr zu Ehren einen Tempel bauen würden. Viele Leute kamen und ließen sich hier nieder, und so wurde Ado, welches Wort eine sehr schlechte Bedeutung hat, gegründet zum Andenken an die Göttin.

Der in dieser Stadt erbaute Tempel ist unter den Schwarzen berühmt; die benachbarten Könige opfern der Göttin einen Ochsen an ihrem Festtage und in Uebereinstimmung mit der Sage werden unzüchtige Spiele ihr zu Ehren aufgeführt.

Die beiden Götter Obatala und Odudua haben andere Namen und Symbole, welche für das Volk verschiedene Götter bedeuten. Diese Vielheit der Götter ist mehr scheinbar als wirklich, aber für die Fetisch-Priester sehr einträglich.

Abhängige Gottheiten von Obatala und Odudua.

Wir haben schon bemerkt, daß Gott, nachdem Er Obatala als das erste der Wesen erschaffen hatte, ihn mit der Odudua vermählte. Bald nach ihrer Vermählung gebar Odudua die

Aganju, ein Name, der „die Wüste“ bedeutet, und die Iyemoja, „die Fischmutter“. Iyemoja hatte von ihrem Bruder einen Sohn Orungan („den Mittag“, „die Luft“, „das Firmament“).

Von ihrem Sohne Orungan entehrt und darüber untröstlich, floh Iyemoja und weigerte sich, den Verbrecher, der ihr nachlief und sie bat umzukehren, zu hören. Als er sie beinahe eingeholt hatte, fiel Iyemoja auf den Rücken, ihre beiden Brüste, die ungeheuer angeschwollen waren, verwandelten sich in zwei Bäche, die eine Lagune bildeten, welche Odo Iyemoja, die „Lagune der Iyemoja“ nahe bei Okiadan genannt wird. Ihr Leib, der riesengroß geworden war, zerplatzte. Der Ort, wo dieses geschehen sein soll, wird als Ife, die heilige Stadt von Yoruba bezeichnet (Ife heißt Anschwellung). Aus Ife, d. h. aus dem geborstenen Leibe der Iyemoja, kamen im größten Durcheinander alle Götter und Göttinnen, deren vorzüglichste sind:

Olokun.

Der Gott des Meeres und des Ozeans, der Neptun der Neger, der in einem unermeßlich großen Palaste unter dem Meere wohnt. Jetzt halten ihn sieben enorme Ketten gefangen. In einem Zornesanfalle versuchte er, die Menschheit zu zerstören, wegen ihrer Neigung zur Lüge. Er hatte beinahe das ganze Menschengeschlecht vertilgt, als Obatala einschritt und ihn in das Meer zurücktrieb, wo er für immer in seinem Palaste angekettet bleibt. Von Zeit zu Zeit verursachen seine Anstrengungen, seine Ketten zu zersprengen, die Stürme des Ozeans. Thiere, und manchmal auch Menschen, werden ihm geopfert.

Olosa.

Seine Frau heißt Olosa (die Lagune), welche ebenfalls ihren Palast unter dem Wasser hat. Ihr ist das Krokodil geheiligt und gilt dasselbe als ihr Bote. In kleinen Tempeln bei der Lagune wird ihr geopfert; manchmal bringt man ihr auch Menschenopfer dar, um sie der Fischerei günstig zu stimmen. Häufiger opfert man jedoch ihrem Boten, dem Krokodil, von dem man glaubt, daß es seiner Herrin die Opfer der Gläubigen überbringt. Zu diesem Zwecke heben die Fetisch-Priester das Ungeheuer, dem diese Botenwürde von der Göttin verliehen, hoch empor, damit seine Verehrer es sehen und anbeten können. Wenn dasjenige Krokodil, das die nöthigen Merkmale hat, gefunden ist, wird ihm eine kleine Hütte gebaut, oder es bezeichnen vielmehr einige mit Palmblättern durchflochtene Pfähle den Platz, den es zum Wohnorte gewählt hat, worauf es alle fünf Tage von den Fetisch-Priestern und Priesterinnen gefüttert wird.

In Porto Novo, nahe bei der Mission ist eins, das sehr zahm ist. Sobald es die Weiber singend und tanzend kommen hört, kommt es ihnen aus dem Wasser entgegen gelaufen. Die Verehrer bleiben in ehrerbietiger Entfernung stehen und werfen ihm ihre Opfergaben zu — eine Henne, einige Akasen u. s. w. Nahe beim Wasser ist sein Tempel, oder vielmehr eine Umzäunung aus Bambus und Palmzweigen. Hier tanzen und vergnügen sie sich an seinem Festtage, während das Unthier in der Nähe unter dem Wasser bleibt und nur von Zeit zu Zeit seine Nase zeigt, um zu sehen, ob das Opfer noch nicht bald fertig ist; denn dieser Tag gibt ihm Gelegenheit eines guten Fressens und seine Anbeter dürfen sich ihm nahen, ohne Gefahr, von ihm aufgefressen zu werden. Diese Art Gottheiten sind nicht immer vor allem Mißgeschick vollkommen sicher, wie aus folgender Thatsache hervorgeht:

Ein mohamedanischer Neger, der, achtlos auf die Vorschriften seiner Religion, seinen Verstand in einer Kürbisflasche voll Rum ertränkt hatte, hörte die Gesänge der heidnischen Weiber auf ihrem Wege zu der Lagune, um dem Krokodil Opfer zu bringen. Da er sich des Wohlgeschmackes von Krokodilfleisch, das er oft in seiner Heimat genossen hatte, erinnerte*), dachte er gar nicht an die Gefahr, welcher er durch seine Dreistigkeit sich aussetzte, nahm eine große Harpune und lief nach der Lagune hinter den Weibern her, welche Lobgesänge auf den Krokodilfetisch sangen. Das Unthier schwamm an's Ufer, um seine gewohnten Opfergaben zu empfangen. Der Haousse-Neger flog pfeilgeschwind durch den Haufen der Weiber und rief: Allahkbar („Gott ist groß") und sprang in ein Canoe. Die Anbeterinnen der Wasser-Gottheit, die seine Absicht erriethen, schlugen die Hände über die Köpfe zusammen und riefen voll Bestürzung: Ye! Ye! Oricha, o, ma kpa o. Ye! Ye! („Es ist der Fetisch, tödte ihn nicht.") Der waghalsige Bursche aber, taub gegen ihr Geschrei und nur auf seine Beute erpicht, stand mit seiner Harpune aufrecht im Canoe, bereit, sie in den Leib des Ungeheuers zu stoßen, das jetzt an die Oberfläche kam und seinen Rachen öffnete, um sein gewohntes Fressen zu verschlingen. Augenblicklich warf der Haousse-Neger seinen Speer und begrub ihn durch die Schuppen in des Krokodils Rücken, aber zugleich sein Gleichgewicht verlierend, fiel er in's Wasser und verschwand. Die Weiber kreischten vor Schrecken laut auf und standen da wie versteinert, starr auf die Lagune hinblickend. Das Wasser wallte auf und wurde bald roth von Blut. Das Unthier hatte seinen Feind gepackt und zerriß ihn buchstäblich in Stücke. Alles,

*) Die Haousse-Neger essen Krokodilfleisch und betrachten es als einen Leckerbissen.

was von dem Haousse-Neger übrig blieb, waren unförmliche Klumpen aus Fleisch und Knochen, von denen blutige Fetzen nahe an's Ufer schwammen und von der Strömung umhergetrieben wurden. Die Anbeter bezeugten dem Fetisch ihren Beifall und riefen: Oricha o, o ti kpa o („Der Fetisch hat ihn getödtet"). Aber ihr Triumph sollte nicht lange dauern. Nach einigen Tagen schwamm das todte Unthier wie eine träge Masse auf der Oberfläche des Wassers. Die Fetisch-Priester hielten eine großartige Leichenfeier und warfen dann das Aas in seinen Stall, unter dem Gebüsche, wo es liegen blieb.

Chango.

Der berühmteste Gott nach Obatala ist Chango, mit dem Beinamen Jakuta. Unter allen seinen göttlichen Brüdern ist er der Mächtigste und hat die meisten Anbeter. Sein Wohnort ist über dem Firmamente, und in diesem geräumigen Palast, dessen Thore von Erz sind, hat er ein großes Gefolge; er besitzt eine große Anzahl von Pferden und vergnügt sich mit Fischen und Jagen. Sein **Bruder Ugun**, der Kriegsgott, liefert ihm feurige Ketten (manamana, Blitze), welche er von des Himmels Höhen auf seine Feinde herabschleudert. Sein Bote (Ara, der Donner) ist sein beständiger Begleiter, der mit furchtbarem Tosen die manamana (die feurigen Ketten) herabschleudert. An seiner Seite sind: Oya mit ihrem Boten Afefé („der Wind"), Oba und Ochun mit dem Bogen und Schwerte des Gottes. Biri („die Finsterniß") umhüllt den Gott gänzlich sammt seinen Begleitern. So stellt die Neger-Götterlehre sich den Chango vor. Der Chango, den man jetzt anbetet, ist, obschon man ihm die nämlichen Merkmale zuschreibt, nicht derselbe, wie der alte Chango, er ist erst neueren Datums. Wie die Fetischpriester lehren, war dieser Gott ein höchst grausamer und lasterhafter König von Yoruba. Krieg, Ungerechtigkeit, Raub, Mord und alle Art von Gewaltthätigkeit

Der Gott Chango, und die drei Göttinnen von Joruba

waren bei ihm an der Tagesordnung. Er verachtete die Greise und die Fetischpriester, kehrte sich durchaus nicht an die volksthümlichen, bürgerlichen und religiösen Ueberlieferungen, und machte sich dadurch allgemein verhaßt. Die Regierungsform der Yorubaländer ist eine patriarchalische Monarchie. Der König sowohl, wie die Häuptlinge der Provinzen und Familien haben jeder ihre Genossen, die ihnen in Regierungs-Angelegenheiten Rath und Beistand leisten. Unter ihnen sind die Greise die Wächter der Sitten und Gewohnheiten des Volkes; niemals erlauben sie, daß in diesem auch nur das Mindeste gewechselt und verändert wird, und auf diese Weise bilden sie einen Schutz gegen die Willkür der Könige, der Statthalter in den Provinzen und der Familienhäupter. Wenn ein Fürst seine Befugnisse überschreitet und die Ermahnungen der Greise, mißachtet, lassen die Vorsteher der Stadt-Polizei einem solchen Könige es wissen, daß man sich seiner ferneren Dienste bedanke und man ihn bittet, abzudanken. Zu diesem Zwecke schickt man ihm Papageieneier in einer Kürbisflasche, was bei den Negern das Nämliche bedeutet, wie die seidene Schnur bei den Türken. Daher kommt der volksthümliche Aberglaube, daß Derjenige, der Papageieneier sieht, auf der Stelle blind wird. Die Sendung von Papageieneiern bedeutet: „Wähle dir die Todesart, die du für die leichteste hältst, sonst werden wir dir eine wählen". Chango verstand die Botschaft gut genug. Er versuchte seine Leute zu versammeln, jedoch unter diesen, zeitig genug gewarnt, wagte es Niemand, das Gebot der Greise zu übertreten. Darauf beschloß er, in die Verbannung zu gehen. Nur eine seiner Frauen und ein treugebliebener Sklave waren willig, ihn zu begleiten. Chango floh in der Nacht, um seiner Mutter Heimat, jenseits des Nigerflusses, zu erreichen. Während dieser nächtlichen Flucht verließ ihn seine Frau; er und sein treuer Sklave verirrten sich im Walde und konnten den Weg nicht wiederfinden. Nachdem sie auf

diese Weise kreuz und quer den Wald durchirrt hatten, sagte Chango, der jetzt, von Müdigkeit ganz erschöpft und von Hunger gequält, sich gänzlicher Verzweiflung hingegeben hatte, seinem Begleiter: „Warte, bis ich wiederkomme, und wir wollen unsere Reise fortsetzen". Der Sklave wartete eine lange Zeit, und als sein Herr nicht wiederkam, ging er hin, ihn zu suchen, und fand ihn todt an einem Ayan-Baume hängend. Da der arme Neger nicht wußte, was er thun sollte, lief er in das offene Land und begegnete bald darauf Leuten, die aus Oyo vom Markte kamen. Er forderte sie auf, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, und bald verbreitete sich das Gerücht, daß der König sich aufgehangen habe. — Nun ist es aber gemäß der Sitte der Schwarzen niemals erlaubt, zu sagen: „Der König ist todt", sondern man muß sagen: "Ile baje, oba ti lo", „Die Erde ist verloren, der König ist verschwunden"; denn das Königthum wird bei den Negern vergöttert, da man annimmt, daß die Könige göttlicher Abstammung sind und nach ihrem Tode Halbgötter werden. Als nun die Greise, die eifrigen Wächter der alten Ueberlieferungen, hörten, daß Chango sich erhängt habe, erschracken sie sehr. Ihr religiöses und politisches System war mit einem Schlage bedroht, und sie selbst liefen Gefahr, angeklagt zu werden, den König in den Tod getrieben zu haben. Nun hieß es, sich auf alle Fälle aus einer solchen furchtbaren Verlegenheit herauszuziehen. So geschwind wie möglich riefen sie die Geheimpolizisten und Fetischpriester zusammen und sie selbst eilten Hals über Kopf zu dem Platze hin, wo Chango sich erhängt hatte. Sie begruben ihn mit einer langen eisernen Kette, deren Ende sie aus der Erde hervorstecken ließen und, nachdem sie eine Fetischhütte über den Platz gebaut hatten, warfen sie sich vor derselben nieder und riefen: "Oluwa wa Chango, O wo ile lo". (Unser Herr Chango ist in die Erde hinabgestiegen.) "O di oricha". (Er ist ein Fetisch

geworden; er lebt unter den Todten.) Hierauf ließen sie Fetischpriester zum Dienste des neuen Gottes zurück, aber in der Stadt wurde gesagt: „Es ist nicht wahr. Chango hat sich selbst getödtet, Er hat sich aufgehängt.“ Chango so. Die Greise und ihre Anhänger antworteten: “Chango ko so, o di oricha”. (Chango hat sich nicht erhängt, er ist ein Oricha geworden.)

Da jedoch die aufrührerische Partei höchst zahlreich war und das Volk ungläubig zu bleiben schien, befahlen die Greise der Polizei, mit Strenge einzuschreiten und die Augenzeugen verschwinden zu lassen. Dabei zündeten sie die Stadt an, da ein Sturm ihnen eine günstige Gelegenheit dazu bot und riefen aus: „Chango, der ein Fetisch geworden ist, ist erzürnt, er hat sich nicht erhängt, aber um euch zu strafen, hat er auf euch seine Donnerkeile geschleudert“. Dann wurde verkündet, daß, um Chango zu ehren und zu versöhnen, man ihm Opfer darbringen werde. Jetzt wurden Männer und Weiber in großer Zahl hingeschlachtet, der Schrecken stieg auf's Höchste und Alle riefen aus: “Chango ko so, ko so”. (Chango hat sich nicht erhängt.) So lähmte der Schrecken jede Zunge, und um seinen Glauben zu beweisen, sagte man: “Oba ko so.” (Der König hat sich nicht erhängt.)

Auf diese Weise kam Chango zu dem Beinamen Obakoso, König der Stadt Ikoso, welche an dem Orte ist, wo der König sich erhängt hatte und begraben wurde; denn bald wurde dieser Platz zu einer Stadt, da das Volk nach und nach sich bei dem neuen Tempel ansiedelte und für die Fetischpriester Wohnungen erbaute. Am Tage ihres Regierungsantrittes kommen die neuen Beherrscher Yorubas nach Ikoso, um dort das Schwert des Chango, das Abzeichen ihrer Regierungsgewalt zu empfangen. Endlich nahmen die Fetischpriester die alte Sage des ursprünglichen Chango für ihren neuen Gott an und bildeten so ein sonderbares Gemisch aberwitziger Fabeln, von denen die

folgende als Beispiel gelten mag: Chango hatte, ehe er die Erde verließ, von seinem Vater Obatala eine stark wirkende Medizin erhalten, welche ihn in den Stand setzte, alle seine Feinde zu besiegen. Er wollte ihre Kraft auf der Stelle versuchen, und vertraute darauf seiner Gattin Oya den Ueberrest derselben an. Aber auch sie versuchte heimlich die Medizin. Nun geschah es am folgenden Tage, als die Leute des Königs sahen, daß bei jedem seiner Worte Flammen aus seinem Munde hervorkamen, daß sie voll Schrecken die Flucht ergriffen. Oya ihrerseits jagte allen Weibern und dem Hofstaate Furcht ein, denn auch sie brachte Flammen bei jedem Worte hervor. Bald darauf, als Chango merkte, daß er seinem Vater gleich geworden sei, nahm er seine drei Weiber Oya, Ochun und Oba, stampfte mit dem Fuße auf den Boden, der sich aufthat, und stieg mit ihnen hinab in die Unterwelt, sich dabei an einer langen Kette festhaltend, darauf schloß sich die Erde und ließ nur das Ende der Kette draußen. Seitdem ist Chango oft und an verschiedenen Orten auf die Erde zurückgekehrt. Zum Andenken an diese Erscheinungen sind an den betreffenden Orten Fetischtempel und Collegien von Fetischpriestern errichtet worden.

Nahe bei der Mission zu Porto-Novo ist ein Platz, berühmt durch eine von Changos Erscheinungen. Seit langen Jahren stand hier ein Fetischtempel und ein Collegium für Fetischpriester und Priesterinnen. Nach einiger Zeit wurde jedoch der Tempel verlassen und nur ein Fetischpriester hütete den Platz. Das Collegium der Götzenpriester, welches durch unsere (der katholischen Missionäre) Nähe sich unbehaglich fühlte, hatte sich anderswo niedergelassen. Dieses Ereigniß wird durch folgende Sage in Erinnerung gebracht. Chango, der schon während seiner Lebenszeit brutal und boshaft gewesen war, wurde nach seinem Tode noch brutaler und boshafter. Sehr oft während des Jahres brach er in große Wuth aus, schleuderte seine

Donnerkeile, und beruhigte sich nur, um bald darauf wieder wüthend zu werden.

Eines Tages floh Oya (Niger) seine Lieblingsfrau, aus Furcht vor seiner Wuth zu ihrem Bruder Olokun (das Meer.) Da nun Chango dieses hörte, wurde er rasend und beschloß, sich grausam zu rächen. Er folgte der Sonne in ihrem Laufe, da, wo das Meer und die Luft sich berühren. Hier, so behaupten die Schwarzen, ist es, wohin die weißen Leute mit ihren Schiffen kommen und Alles finden, womit sie ihre Fahrzeuge befrachten können. Chango stieg hinab in das Reich seines Schwagers Olokun. Die erschreckte Oya floh zu ihrer Schwester Olosa (eine Lagune, die den Niger mit dem Ozean verbindet), beständig verfolgt von Chango, der einen Höllenlärm machte. Daher kommt es, daß am Ufer dieser Lagune keine Bäume wachsen; sie wurden damals entwurzelt und weit hinweg geschleudert.

Oya floh noch weiter von ihrer Schwester Haus, und nahm ihre Zuflucht bei Huese, einem Einwohner des Landes, der, Dank der übernatürlichen Kraft, welche ihm die Arzneien verliehen, die Oya ihm gab, und die sie ihrem Manne auf ihrer Flucht gestohlen hatte, seitdem ein Fetisch geworden ist. Huese nahm die Oya heldenmüthig in Schutz und jetzt entspann sich ein merkwürdiger und gewaltiger Kampf, nahe beim Wasser, an dem Hueses Hütte gebaut war. Chango ergriff sein Canoe, um es wie eine Keule zu gebrauchen; Huese, der eine göttliche Kraft in sich fühlte, ergriff einen Baum; das Canoe sowohl wie der Baum flogen in Splitter auseinander. Während des Kampfes floh Oya nach Lokoro*). Darauf rangen die beiden Gegner miteinander und kämpften mit schrecklicher Wuth, während Flammen aus ihrem Munde kamen; ihre Füße wühlten tiefe Gruben in den Boden auf, gleich denen, die man noch

*) In der Nähe von Porto-Novo.

nahe bei der Mission sieht, und die nichts anders sind, als durch den Regen ausgespülte Gruben. Da endlich keiner der beiden Gegner den Anderen überwinden konnte, stampfte Chango, von Müdigkeit, Scham und Wuth ganz außer sich, auf den Boden, stieg wieder zu den Todten hinab, und von da hinauf zum höheren Olymp. Oya (Niger) blieb in Lokoro, wo ihr zu Ehren ein Tempel erbaut wurde. Die Göttin ist hier dargestellt durch eine Bildsäule mit neun Köpfen, einen in der Mitte und die andern acht rund herum, ohne Zweifel ein Sinnbild des Nigers und seiner Nebenflüsse. Huese hat seinen Tempel an dem Platze, wo er lebendig in die Erde hinabstieg. Die Fetischpriester Hueses können denjenigen Changos nicht begegnen, ohne sich, zum Andenken an diesen merkwürdigen Kampf ihrer Oberhäupter, wüthend zu bekämpfen; jede der beiden Parteien behauptet, daß ihr Gott der Stärkere von Beiden sei. Der König von Porto-Novo, um allen Streit zu vermeiden, hat den Fetischpriestern des Chango während der Fetischfeste verboten, die Grenze zu überschreiten, während er den Fetischpriestern des Huese geboten hat, sich innerhalb dieser Grenzen zu halten. Die Fetischpriester Changos tragen einen Sack, ein Sinnbild des Raubes, zu Ehren der räuberischen Neigungen ihres Gebieters. Zu gewissen Zeiten ist ihnen erlaubt, die Hühner und Ziegen zu stehlen, die sie auf der Straße finden. Wenn ein Haus vom Blitze in Brand gesetzt wird, haben sie das Recht, es zu plündern und noch dazu von den armen Abgebrannten eine Strafe zu fordern, um Changos Rache zu vollenden, da dieser nur, wie man glaubt, die Schuldigen durch den Blitz heimsucht. Und damit die Schuld der Familie erwiesen werde, suchen sie die Donnerkeile, die sie jedesmal zu finden wissen, da sie dieselben immer vorher mitbringen. In Wydah wurde das Missionshaus vom Blitze getroffen und eingeäschert. Die Fetischpriester Chango's forderten eine hohe Strafsumme. Pater Borghero, damals der Superior, wurde

in's Gefängniß geworfen und nur freigelassen, nachdem die französischen Kaufleute gütigst die Strafsumme für die Mission bezahlt hatten.

Roth und weiß sind Chango's Lieblingsfarben. Man opfert ihm Hennen und andere Thiere, manchmal sogar Menschen.

Oya, Ochun, Oba.

Nach Chango wurden Oya, Ochun und Oba geboren, die später alle Chango's Frauen wurden. Oya (der Nigerfluß) hat einen Sklaven Afefe (den Wind). Wenn ihr Mann donnert, eilt sie ihm mit ihrem Boten Afefe voraus. Ochun und Oba (zwei Flüsse im Lande Yoruba) folgen ihrem Manne, die eine trägt seinen Bogen, die andere seinen Säbel. Endlich begleitet Biri (die Finsterniß) und Sklavin Changos ihren Herren, dessen Willen und Racheakte von Ara (dem Staube) vollstreckt werden.

Dada.

Nach diesen drei Gottheiten wurde Dada (die Natur, die Pflanzen) geboren. Die Abzeichen des Gottes der Natur sind ein Flaschenkürbis verziert mit weißen Porcellan-Muscheln, und einer Kugel aus Indigo, der von der Pflanze gleichen Namens genommen ist.

Ochosi.

Ochosi ist der Gott der Jagd; sein Sinnbild ist der Bogen.

Aje Chaluga.

Aje Chaluga, der afrikanische Merkur, Gott des Reichthums, ist ein Sohn des Meeres. Sein Abzeichen ist eine große Seemuschel, vor der Opfer dargebracht werden, um Reichthum von dem Gotte zu erhalten, welcher an der Sklavenküste durch kleine, die Stelle des Goldes und Silbers vertretende Seemuscheln, erworben wird. Ihm sind alle Farben geheiligt.

Ugun.

Ugun (ein Fluß von Yoruba), der nahe bei Lagos in's Meer sich ergießt) ist der Gott des Krieges und der Jagd. Irgend ein Stück Eisen mag sein Sinnbild sein. Ich habe oft die Schwarzen schwören gehört mit den Worten, „Möge Ugun mich tödten, wenn ich lüge", wobei sie das Eisen ihres Säbels küßten. Die Krieger, Jäger, Schmiede, überhaupt Alle, die sich eiserner Werkzeuge bedienen, bringen ihm Opfer dar. Er ist besonders der Gott der Schmiede, denn er ist der Vulkan der Neger, der für den Chango die Donnerkeile Manamana und die glühenden Eisenketten schmiedet, welche dieser Gott gegen Diejenigen schleudert, die er tödten will. Verschiedene Thiere, besonders Hunde, und zuweilen auch Menschen, werden ihm geopfert.

Oke.

Oke ist der Gott der Berge; sein Sinnbild ist ein Stein.

Oricha Oko.

Oricha Oko, der Gott der Felder und des Ackerbaues, hat zum Sinnbild eine lange eiserne Stange. Dieser Gott, der Bruder und Busenfreund Chango's, ist von den Schwarzen hochgeehrt und hat viele Tempel und Fetisch-Priester und Priesterinnen. Seine Boten sind die Bienen.

Champana.

Champana (die Pocken) ist ein kränklicher und mißgestalteter Gott. Als die Götter eines Tages in dem Palaste Obatalas, des Vaters der Götter, versammelt waren, wurden sie aufgefordert, zu tanzen. Champana strauchelte und fiel, wodurch er sich dem Gespötte seiner göttlichen Schwestern aussetzte. Hierüber wüthend und gehässig, wollte er sie alle mit den Pocken behaften, aber Obatala stieß ihn mit seiner Lanze zurück und vertrieb ihn. Seitdem bewohnt er die Wüsten und Wälder.

Seine Tempel sind immer außerhalb der Dörfer, in einem Walde oder Haine erbaut. Mücken und Fliegen sind seine Boten. Sein Sinnbild ist ein dicker Knüppel, mit rothen und weißen Flecken markirt. Von allen Fetischen ist er am Meisten gefürchtet.

Orun und Ochu.

Orun und Ochu (die Sonne und der Mond) sind veraltete Gottheiten, denen keine Opfer mehr dargebracht werden. Der Sonnengott und die Mondgöttin haben zahllose Kinder. Die jungen Sonnengötter wollten ihrem Vater folgen, er aber, eifersüchtig auf seine Macht, wollte allein zu befehlen haben. Daher fiel der Sonnengott über seine Kinder her, und wollte sie tödten. Die Kinder aber ließen sich auf die Erde herabfallen und suchten Schutz bei Iyemoja, ihrer Großmutter, die sie in Fische verwandelte und in ihren Schoß aufnahm. Einige blieben bei ihr, andere schwammen in großer Zahl zur Oloso (der Lagune) und zu Olokun (dem Meere). Nur die Töchter der Mondgöttin fanden Gnade vor ihrem Vater, sie begleiteten Nachts ihre Mutter. Nun kommt es aber manchmal vor, daß der Sonnengott seine Laufbahn verläßt und die Mondgöttin verfolgt, um sie zu mißhandeln. Geschieht dieses, so kommen alle Schwarzen heraus, kreischen und trommeln, um den Sonnengott zu erschrecken und ihn zu veranlassen, die Mondgöttin in Ruhe zu lassen. Dieser Lärm findet jedesmal bei einer Mondfinsterniß statt. Das Geschrei: „Weg da, geh fort, laß sie in Ruhe!" erfüllt dann die Luft, bis die Mondfinsterniß aufhört und dadurch, zur großen Befriedigung der Schwarzen, der Friede im Himmel wieder hergestellt ist.

3. Ifa.

Nachdem wir die Untergottheiten aufgezählt haben, die von den beiden ersten Obergottheiten abhängen, kommen wir zur

dritten Obergottheit. Nächst Obatala und Odudua, ist Ifa der am meisten verehrte Fetisch unter den Schwarzen. Er ist der Offenbarer zukünftiger Dinge, der Patron der Hochzeiten und Geburten. Er wird auch Bango (der Gott der Palmnüsse) genannt, weil man sechszehn Palmnüsse gebraucht, um den Gott um Rath zu fragen. Die dem Gotte geweihte Stadt Ado ist auf einem ungeheuren Felsen erbaut. Es geschieht nichts, ohne ihn um Rath zu fragen und man handelt jedesmal seinem Rathe gemäß. Er ist der Bote und Ausleger des Willens der Götter, und durch seine Thätigkeit künden die Fetische ihren Willen an, und durch ihn erfahren sie die Bedürfnisse der Menschen.

Die Sage berichtet, daß Ifa von der Stadt Ifa herkomme, gibt aber keine genaue Auskunft über seinen Vater und seine Mutter, es scheint aber, daß er, wie die anderen Götter, ein Sohn des Obatala und der Odudua war. Er gilt als der Wohlthäter der Menschheit und der Gott der Weisheit. Er verließ die Stadt Ifa, welche ihm kein Gehör schenken wollte und wanderte in der Welt umher, um die Menschen in allen Künsten, besonders in der Kenntniß der Zukunft zu unterrichten. Verschiedene Dinge werden von ihm erzählt, die zeigen, daß wenn er auch der Gott der Weisheit, er doch keineswegs der Gott der Keuschheit ist. Jedoch ist die Unsittlichkeit das besondere Merkmal heidnischer Gottheiten.

Nach vielen Wanderungen und Abenteuern ließ sich Ifa endlich in Ado nieder und pflanzte eine Palmnuß auf dem Felsen, die sechszehn Palmen von der nämlichen Wurzel hervorbrachte.

Die Sage berichtet, daß, als Olokun, der Meeresgott, fast die ganze Menschheit durch die Fluth vernichtet hatte, einige wenige Menschen übrig blieben, die Obatala gerettet hatte, indem er sie mit einer langen Kette zum Himmel herauf zog. Darauf stiegen Ifa und Odudua auf die Erde herab, um sie

wieder bewohnbar zu machen; darum werden Ifa und Odudua so hoch in Ehren gehalten. An dieser Stelle wird die Sage aber unzuverlässig und manchmal verwickelt sie sich in Widersprüche.

Eine andere Sage, welche die nämliche wie die obige, jedoch nur unter einer andern Form zu sein scheint, berichtet, daß die ersten Bewohner Yorubas, die, man weiß nicht woher und von wem, dorthin geschickt wurden, um sich da anzusiedeln, genöthigt waren, eine lange Zeit durch das Wasser, welches die Erde bedeckte, zu waten. Derjenige, der sie gesandt hatte, hatte ihnen in einem Leinenlappen ein wenig Erde und eine Palmnuß, nebst einer Henne mitgegeben. Nachdem sie nun eine geraume Zeit umhergewandert hatten und die Erde noch mit Wasser bedeckt war, warfen sie die Palmnuß in die Wellen, welche, sobald sie den Boden erreicht hatte, einen Palmbaum mit sechszehn Wurzeln hervorbrachte. Die Schwarzen stiegen nun auf den Baum, um sich auszuruhen. Darauf warfen sie die Erde in die Wellen, und sogleich entstand daraus ein kleiner Hügel, auf welchen die Henne vom Baume herunter flog und mit ihren Klauen die Erde zu kratzen und auszubreiten anfing. Allmälig dehnte sich die Erdfläche aus, das Wasser lief ab und die Reisenden waren im Stande, weiter zu reisen, worauf sie in Yoruba ankamen und sich dort niederließen. Diese Sage führt uns die vergötterte Erde und den geheiligten Baum vor die Augen; die Palme erinnert an Ifa. Dieser unterrichtete nun die Menschen in der Kunst, die Zukunft zu erforschen und den Willen der Götter kennen zu lernen in der folgenden Weise: Im Anfange, als es noch wenige Menschen auf Erden gab, hatten Ifa und die anderen Götter nicht einen solchen Ueberfluß an Geschenken und Opfern, wie jetzt. Darum mußten die Götter auf Mittel und Wege sinnen, um ihre Wünsche zu befriedigen. Ifa unter Andern begab sich an's Fischen. Eines Tages, von Müdigkeit

ganz erschöpft, wandte er sich an Elegba, den durchtriebensten und schlauesten, aber auch boshaftesten aller Genien, der gleich ihm am Hungertuche nagte und mit seinen Geister-Kameraden durch die Wüste wanderte. Da nun Elegba um Rath gefragt wurde, wie am Besten ihrer gemeinschaftlichen Noth abgeholfen werden könnte, antwortete er, daß, wenn er sechszehn Datteln von den beiden Palmen besäße, die Olorun Olodoumare (der allmächtige Gott) den Menschen anvertraut hätte, er ihm die Kunst lehren könnte, die Zukunft vorher zu wissen und die Götter zu versöhnen, so daß er Antheil haben werde an den Opfern, die ihnen dargebracht würden. Ehe er ihm aber sein Geheimniß mittheilte, forderte Elegba, daß er zuerst sich die Opfer aussuchen dürfte, die den Göttern geopfert würden. Ifa nahm diese Bedingungen an und versprach, daß er den Wünschen Elegba's Geltung verschaffen wolle, und so wird diese Sitte jetzt noch beobachtet. Ifa suchte nun Orungan, den Häuptling der Menschen auf, und machte ihn auf den Vortheil aufmerksam, der ihm aus der Kenntniß der Zukunft und des Willens der Götter erwachsen dürfte, um dadurch sowohl ihre Gunst zu erlangen, als auch ihren Zorn zu vermeiden. Der Häuptling ließ sich überreden; er und seine Frau Orichabii beeilten sich, die sechszehn Datteln, die für die magische Operation nöthig waren, zu sammeln; sie konnten aber nicht an sie herankommen, da die Bäume zu hoch waren. Gott hatte ihnen nun geboten, diese Bäume wohl in Acht zu nehmen und vor Allem niemals es zu leiden, daß die Affen auf die Bäume klettern und sie beschädigen konnten. Die beiden Menschen gingen eine kurze Strecke zurück und gestatteten den Affen, auf die Bäume zu klettern und die nöthigen sechszehn Datteln herunter zu werfen. Diese Thiere aber, schon lange lüstern auf die sechszehn überreifen Datteln, sprangen in einem Anlaufe auf die Bäume und fingen an, das rothe Fruchtfleisch zu essen, welche die Dattelkerne umgibt, worauf sie die harten

Kerne auf die Erde warfen. Orungan und seine Frau sammelten sie; Letztere wickelte sie in ein Stück Tuch und band sie auf ihren Rücken in der Weise, wie die Negerinnen ihre Kinder tragen. Darauf versuchten Beide, die Affen zu verjagen, konnten es aber nicht, denn sobald sie von einem Baume verjagt waren, sprangen sie auf den andern, wobei sie nach Herzenslust die Zweige der beiden schönen Palmbäume zerbrachen und beschädigten.

Ifa lehrte Orungan den Gebrauch dieser Datteln, um die Zukunft zu erforschen, und dieser wählte sich Ochougbolu, einen seiner Getreuen aus, dem er die Methode und Ceremonien erklärte, die beim Erforschen der Zukunft zu beobachten sind. Wenn man nun, zum Andenken an diese Sage, die Zukunft erforschen oder eine große Feierlichkeit in einem dem Gott geheiligten Haine zu Ehren Ifa's veranstalten will, muß die Mutter oder Gattin Desjenigen, für den man den Gott um Rath fragt, die sechszehn geheiligten Kerne in einem Tuche auf ihrem Rücken tragen, und der Fetisch-Priester begrüßt, ehe er die Ceremonie beginnt, Orungan und seine Frau mit den Worten: Orungan ajuba o! („Orungan, ich grüße dich!") Orichabii ajuba o! („Orichabii, ich grüße dich!")

Darauf bringt er dem Ifa Opfer dar, von dem die Datteln das Sinnbild sind. Zuletzt stellt er vor den Gott ein kleines Brett hin, auf dem sechszehn Figuren gemalt sind, von denen jede eine gewisse Anzahl Punkte oder Stiche hat. Diese Figuren sind den Spielkarten, welche unsere Kartenschlägerinnen gebrauchen, sehr ähnlich. Die Fetisch-Priester gebrauchen sie fast in derselben Weise und sagen nach ihrem Gutdünken Glück oder Unglück voraus, je nachdem sie es für gut halten, den Thoren, der sich wahrsagen läßt, mehr oder weniger zum Narren zu halten. Wenn der Wahrsager nun die verlangte Figur gefunden hat, erklärt er seinem Kunden, ob das beabsichtigte Unternehmen glücken wird, oder nicht, welche Opfer

darzubringen sind, und was zu vermeiden ist. Es versteht sich von selbst, daß, je größer die Bezahlung ist, desto größer auch die Begeisterung des Fetisch=Priesters sein wird, denn hier handelt es sich um Kleines sowohl wie um Großes.

Ifa ist von allen Göttern am meisten geehrt, sein Orakel ist am meisten um Rath gefragt und seine zahlreichen Priester nehmen den ersten Rang ein. Dieselben sind immer weiß gekleidet und scheeren ihr Haupthaar sowohl wie ihren Bart. Dem Ifa bringen sie Thier= und Trankopfer dar, und bei gewissen wichtigen Gelegenheiten werden ihm Menschenopfer dargebracht.

II. Halbgötter.

Vergötterung der Menschheit.

Außer den Haupt=Gottheiten, von denen wir soeben gesprochen haben, gibt es noch mehrere, von geringerem Range, die nicht gezählt werden können, da ihre Anzahl täglich zunimmt. Wenn eine Familie sich bei einem Flusse, einem Walde, einem Felsen oder Berge niederläßt, schafft, mit Hülfe der Fetisch=Priester, die Einbildungskraft bald den Glauben an einen Halbgott, einen Schutzgeist des Ortes, und so tritt eine neue Gottheit im Neger=Pantheon auf, und es dauert nicht lange, daß diese Gottheit auch ihre Legende hat.

Die Verehrung der Todten hat viel dazu beigetragen, die Anzahl der Götter zu vermehren. Mit der Anbetung der Natur geht die Anbetung der Menschheit Hand in Hand. Die Nachkommen Verstorbener bringen seit Menschenaltern Opfer und Geschenke dar auf den Gräbern ihres Stammvaters und beten ihn zuletzt als eine Ortsgottheit an, deren Ursprung immer undeutlicher und daher auch um so ehrwürdiger wird. So geschah es in Porto=Novo mit den Häuptlingen von Fa=

milien in verschiedenen Stadttheilen, von denen die Einwohner wirklich abstammen.

Die Schwarzen verleihen auch denjenigen Menschen göttliche Ehre, von denen sie glauben, daß sie nach ihrem Tode eine große Machtfülle erhalten haben, welche sie den Göttern gleichstellt. Diese Ehre wird aber nicht Denjenigen verliehen, die sich durch ihre Tugenden und Wohlthaten ausgezeichnet haben, sondern Schurken, die sich durch große Erpressung verhaßt gemacht hatten und die durch alle Art von Verbrechen berüchtigt geworden sind. Meistens sind es räuberische Könige und Häuptlinge, welche ganze Länder geplündert und verwüstet und viele Städte gänzlich zerstört hatten; Wütheriche, welche der Schrecken ihrer Unterthanen und eigenen Familien waren.

Ein solches Scheusal ist Ajahuto, dessen Tempel im Palaste des Königs von Porto-Novo ist; er war früher einer ihrer Fürsten, der seinen Schwiegervater erschlug. Wenn ein junges Mädchen seinem Dienste geweiht werden soll, muß sie sich zu ewiger Jungfrauschaft verpflichten; sie hat den Vortritt vor allen Häuptlingen in Porto-Novo; nur sie allein wirft sich nicht nieder vor dem Könige. Sie besorgt den Tempel des Halbgottes, dem sie Opfer darbringt. Die letzte Priesterin wurde hingerichtet, weil sie ihre Pflicht vernachlässigt hatte, und bis jetzt hat man noch keine andere gefunden, um ihre Stelle einzunehmen. Jedes Jahr werden dem Ajahuto Menschenopfer dargebracht.

Ein anderer, in Dahomey sehr berühmter Halbgott ist Adanlosan, ein anderer berüchtigter König. Die Schwarzen behaupten, daß er nicht todt ist, sondern daß er noch bei seinen Lebzeiten ein Fetisch wurde und daß er oft in seinem Palast zu Abomeg sein Absteige-Quartier nimmt. Der regierende König thut nichts, ohne ihn um Rath zu fragen; aber er und die Fetisch-Priester wissen gut genug, wie viel davon zu halten ist.

Adanlosan war ein höchst grausamer Häuptling und zugleich

ein gefürchteter Krieger. Er war es, der durch mit Sand gefüllte Körbe den Abfluß verschloß, durch welchen die Gewässer des großen Nokume-Sees sich bei Kotonou in's Meer ergossen und sie in die Lagune ableitete, welche nahe bei Lagos einmündet. Auf diesem von ihm gemachten Canale schiffte er sich nun mit seiner Kriegerschaar ein, um die nahe bei Badagoy gelegene Stadt Tocpo zu zerstören. Die Mission hat auf den Ruinen dieser Stadt eine schöne Farm. Zuletzt machte sich dieser König so verhaßt bei seiner Familie und seinen Unterthanen, daß die Aeltesten beschlossen, ihn aus der Welt zu schaffen. Die Gelegenheit, ihren Beschluß auszuführen, fand sich bald in folgender Weise: Eines Tages warf der kleine Sohn seines Bruders aus Muthwillen mit Steinen und ein Stein traf Adanlosan. Dieser befahl, das Kind sofort zu enthaupten. Sein Vater und alle Anwesenden flehten um Gnade für den Knaben, aber der König war unerbittlich und befahl die Hinrichtung. Darauf stürzte sich der Vater des Kindes auf den Häuptling, warf ihn vom Throne und jetzt gab es ein schreckliches Ringen, aber Niemand wollte dem verhaßten Tyrannen helfen; man band ihm Hände und Füße und schloß ihn ein in eine kleine Kammer des Palastes, deren Thür fest zugemauert wurde, worauf man ihn Hungers sterben ließ. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht, daß der alte König ein Fetisch geworden sei und sich in einer kleinen Kammer eingeschlossen habe, um lange bei seinem Volke zu bleiben und es zu beschützen.

Die Anbetung und Ehren, die man den Todten zukommen läßt, ist ganz dieselbe, die man den Fetischen darbringt. Sie haben ihre Tempel und Priester, man bringt ihnen Opfer dar, und zuweilen auch Menschenopfer.



Aroni, Schutzgeist der Wälder.

III. Genien.

Den Göttern und Halbgöttern reihen sich die Geister oder Genien unmittelbar an. Die Anzahl der Genien ist sehr groß; einige von ihnen sind gut, andere böse. Eine gewisse Anzahl sind Boten verschiedener Götter und Halbgötter; andere hingegen werden für beinahe ebenso mächtig, wie die Götter selbst gehalten, und haben eine gewisse Gewalt über die niederen Geister, die ihre Gesandte sind, während Letztere wieder Andere zu befehlen haben, einer nicht genau bestimmten Rangordnung gemäß. Die Wälder und Wüsten sind der gewöhnliche Aufenthalt der Geister

Gute Genien.

Die guten Genien oder Schutzgeister sind Diejenigen, die man als den Menschen günstig gestimmt betrachtet. Sie sind von Obatala, dem Vater der Götter beauftragt, um für verschiedene Abtheilungen des Weltalls Sorge zu tragen. Obschon sie gut sind, sind sie dennoch kleinlich genug, sich zu ärgern, sie sind sehr launenhaft und ist mit ihnen schlecht genug auszukommen.

Aroni.

Aroni ist der Schutzgeist der Wälder. Er gilt auch für einen geschickten Arzt. Er ist nicht sehr gut, und vor Allem recht launenhaft und schrecklich für Diejenigen, die seinen Charakter nicht kennen. Dieser Genius erscheint in menschlicher Gestalt, mit einem Hundskopfe und nur einem Fuße. Zuweilen zeigt er auch seine Gegenwart durch einen Wirbelwind an, der den Wald durchweht und die Blätter bei seinem Durchzuge aufstöbert. Wer ihm im Walde begegnet und unbesonnen genug ist, vor ihm zu fliehen, wird von ihm gefressen. Gegenüber Demjenigen aber, der standhaft bleibt

und ihn ohne Furcht anschaut, wird das Ungeheuer so sanft wie ein Lamm. Er führt den glücklichen Sterblichen zu seinem Palast, mitten im Walde, wo er ihn während mehrerer Monate auf das Beste bewirthet, ihn alle Art Heilmittel zu gebrauchen lehrt, ihm die Heilkräfte der Wurzeln und Rinden offenbart, endlich ihn als Doktor der Medizin aufnimmt und ihm als Diplom ein Haar seines Schwanzes übergibt.

Ich traf eines Tages einen alten Fetischpriester an, der vorgab, ein Jünger Aronis zu sein; er zeigte mir sein Diploma, eine dicke Borste vom Rücken eines wilden Ebers. Er behauptete, in allen Arzneimitteln unterrichtet zu sein und wollte mich für immer vom Fieber heilen, wobei er versicherte, daß von da an ich so stark wie Eisenholz sein und bis zum Ende der Zeit leben würde, wie ein alter bemooster Baumstamm. Der Schelm verlangte nicht viel für seine Mühe: nur zwei Beutel mit Muscheln, um sein Essen und Trinken anzuschaffen, während der zwei Wochen, die er im Walde zubringen mußte, um die nöthigen Wurzeln und Rinden zu sammeln, die mich so stark wie Holz machen sollten; ferner, einen Beutel mit Muscheln, um einen ganz neuen schwarzen Topf zu kaufen; ein Schaf, um den Topf durch ein feierliches Opfer einzuweihen, und selbstverständlich eine Flasche Rum, die ihm die nöthige Begeisterung geben sollte, um während der geheimnißvollen Operationen um den Topf herumzutanzen. Ich schickte den Schelm fort, sammt seinen Verheißungen, seiner Medizin und seinem Doktordiplom, und gab ihm dabei den Rath, eine Arznei zu brauen, die seine alte runzliche Haut verjüngen könnte. Hierauf ging er grinsend fort.

Eleda.

Jeder Mensch hat drei Genien oder Schutzgeister; der erste ist Eleda, der im Kopfe sich aufhält, den er leitet. Man bringt



Ein Fetisch-Doktor zeigt sein Diplom dem Hochw. Vater Baudin.

ihm eine Henne zum Opfer, und bestreicht sich die Stirn mit ein wenig von dem mit Oel vermischten Blute des Vogels. Das ist Alles, was der Genius bekommt; darauf wird die Henne gegessen. Ein kleines Paket weißer Muscheln ist sein Sinnbild.

Ojehun oder Opin ijehun.

Dieser zweite Genius hat sich in der Gegend des Magens häuslich niedergelassen. Er ist der größte Liebling von Allen und Derjenige, den die Schwarzen, Dank seines Aufenthaltes, am Besten bedienen. "Opin ijehun", dessen Name bezeichnet, „derjenige, der mitißt", ist auch der Genius, der das Feuer unterhält, denn er läßt dieses kostbare Element, wodurch das Essen zubereitet wird, niemals ausgehen, wobei er natürlich sich am Besten steht.

Ebi (der Hunger) ist sein Bote. Wenn der Neger faul und träge ist, kneift ihm Ebi in den Magen, und so muß der faule Schwarze arbeiten, um das zu verdienen, womit er Ebi und seinen Herrn zufriedenstellen kann. Oft, wenn der Neger bettelt, zeigt er auf seinen leeren Magen und sagt dabei: Ebi pa mi („Ebi tödtet mich"). Es versteht sich von selbst, daß dem Ojehun kein besonderes Opfer dargebracht wird, da die Neger ihn täglich, soweit es ihre Mittel erlauben, auf das Beste bewirthen.

Ipori.

Ipori, der dritte Schutzgeist des Menschen, wohnt in den großen Zehen. Dieser Genius wird armselig gehalten. Opfer werden ihm selten dargebracht und geschieht dieses nur dann, wenn der Neger eine wichtige Reise vorhat. Dann gibt er seinen großen Zehen dadurch die Ehre, daß er sie mit Hühnerblut, vermischt mit Oel, bestreicht, und der Genius ist zufrieden. Darauf geht der Neger in Begleitung seiner

drei Schutzgeister auf Reisen und er kann nicht verfehlen, seinen Kopf, seine Füße und seinen Magen unversehrt zurückzubringen.

Alayore.

Alayore ist der Schutzgeist des Herdes und der Wächter des Hauses. Mit einem Säbel oder Knüppel, je nach Belieben des Hausherrn, bewaffnet, ist es sein Amt, die bösen Geister, vor Allem Elegba, der am Thore unter einem erbärmlichen Strohdache steht, vom Hause zu verscheuchen.

Osanyin.

Osanyin, der Genius der Arznei, ist unter allen Genien am meisten beliebt und um Rath gefragt. Sein Sinnbild, eine eiserne Stange, mit der Figur eines Vogels an der Spitze, findet man in allen Hanshöfen, gewöhnlich am Fuße eines Baumes. Wenn der Fetischpriester ihn um Rath fragt, antwortet der Genius ihm in einer Stimme, die derjenigen eines Küchleins oder Vögelchens sehr ähnlich ist. Selbstverständlich ist es Niemand anders, als der Fetischpriester, der die Fragen stellt und zugleich beantwortet. Der schlaue Quacksalber weiß es immer darnach einzurichten.

Eines Tages kehrte ich auf Reisen in einer Fetischhütte ein, um mich auszuruhen. Ganz nahe bei meiner Hütte, im nämlichen heiligen Haine, nicht weit vom Dorfe Ipobita, waren noch drei andere Hütten. Kaum war ich eingekehrt, als ein Haufen Neger mit einem Fetischpriester herankam, um den Gott des Genius der Medizin wegen eines wasserscheuen Mannes zu befragen. Der Kranke blieb mit den Andern draußen vor dem Haine und der Fetischpriester trat in eine der geheiligten Hütten ein, die nahe bei derjenigen waren, worin ich mich befand. Es schien, daß der Genius eben nicht zu Hause war und im benachbarten Walde spaziren ging, denn der Fetischpriester fing an, ihn

mit einer kleinen Schelle herbeizurufen. Nach einigen Schwingungen der Schelle konnte man von Ferne ein leises Flüstern hören. Dasselbe kam allmälig näher, bis es in der Hütte gehört wurde, in der unser Fetischpriester war. (Dieses Flüstern wird dadurch bewerkstelligt, daß man ein Blatt oder einen Grashalm zwischen die Zähne und die Unterlippe legt.) Darauf begann ein Zwiegespräch, bei dem der Genius flüsterte und der Fetischpriester antwortete; endlich erklärte dieser den Gläubigen, die draußen mit ihren Gesichtern auf dem Boden lagen, was der Gott gesagt habe. Zuerst verlangte der Medizin-Genius eine sehr große Summe für die Heilung des kranken Mannes. Dieser antwortete, daß er so viel nicht bezahlen könne; er sei arm; habe schon viel verausgabt und könne nicht mehr arbeiten. Nach vielem Hin- und Herreden wurde Alles in Ordnung gebracht und der Fetischpriester verließ zufrieden den Tempel. Man trank darauf eine große Menge Palmwein, von dem eine volle Kürbisflasche dem Genius geopfert und vor seinem Sinnbilde ausgegossen wurde.

Aidowedo.

Aidowedo (der Regenbogen) ist ein Genius, der zu Porto-Novo hoch verehrt wird. In Yoruba wird er Ochumare genannt. Die diesem Genius geweihten Tempel sind mit allen Farben des Regenbogens bemalt und mitten im Prisma ist eine Schlange abgebildet. Dieser Genius ist eine große Schlange; er zeigt sich nur, wenn er trinken will, und dann läßt er seinen Schwanz auf der Erde liegen und steckt sein Maul in's Wasser. Wer die Exkremente dieser Schlange findet, bleibt für immer reich, denn sie sind ein Talisman, der Getreidekörner in Muscheln verwandeln kann, die hier Geldeswerth haben. Die Schwarzen sind völlig hiervon überzeugt.

Eines Tages wollte ich meinen kleinen Negern diese Meinung

ausreden und erklärte ihnen durch ein Glasprisma, wie der Regenbogen entsteht. Ein erwachsener Neger, der gerade anwesend, die Farben im Glase sich spiegeln sah, gab auf meine Erklärung gar nicht Acht und glaubte, daß ich mit diesem Stücke Glas den Regenbogen nach Belieben herunterbringen könnte. Hiervon war er fest überzeugt und erzählte nun, daß wir, ohne ein Geschäft zu betreiben, immer Muscheln genug hätten, um Nahrungsmittel zu kaufen und Häuser zu bauen; denn, sagte er, er hat mir gezeigt, wie ich Ochumare in mein Zimmer bringen kann. Bald kamen mehrere Neger zu mir und baten mich, ihnen etwas von den kostbaren Exkrementen zu geben. Ich hatte die größte Last, mir diese Leute vom Halse zu schaffen und sie gingen in der festen Ueberzeugung fort, daß ich den so sehr verlangten Stoff für mich allein behalten wolle.

Unter den Yorubas wird die Boa Constriktor, Ere genannt, als Botin dieses Schlangen-Genius betrachtet. Wenn nun eine solche Boa für die Botin des Gottes erklärt wird, darf Niemand sie tödten; hingegen muß man ihr Geschenke machen. Man streut Blätter der Fetischpalme Ifa's aus, um den Andächtigen den Platz anzuzeigen, den das Ungeheuer zu seinem Aufenthalte gewählt hat. Wehe den Hütten in seiner Nachbarschaft, denn Hühner, Ziegen, Schafe und selbst kleine Kinder sind in beständiger Lebensgefahr.

Eine dieser Untergottheiten, die durch ein Feuer aus dem Gebüsche, in dem sie lebte, vertrieben war, nahm ihren neuen Aufenthalt in einem Dickicht, nahe bei dem Hause eines unserer Christen. Die benachbarten Fetischpriester erklärten die Schlange für geheiligt und dadurch, daß sie Palmblätter vor das Dickicht streuten, wurde dieses ebenfalls für geheiligt erklärt. Die Schwarzen der Nachbarschaft brachten dem neuen Gott Hühner zum Opfer dar, aber weil diese Opfer ziemlich selten waren, kam der Schlangengott heraus und verschlang

Tempel der Fetisch Schlangen.

alle Hausthiere, die nicht sorgfältig genug eingeschlossen waren. Alle Hühner und Ziegen, die während des Tages dem Dickicht zu nahe kamen, mußten ihre Kühnheit mit dem Leben büßen. Mein Christ wagte es nicht, sich dieser Nachbarin zu entledigen, da er eine gewisse abergläubische Furcht vor ihr hatte. Ich rieth ihm, dem Ungeheuer ein schwer verdauliches Opfer zu bringen und so wurde er von der Schlange erlöst.

In Dahomey und Porto-Novo gibt es eine kleine, nicht giftige, und für Menschen ganz harmlose Art von Boa, Dangbee genannt, (Dan Schlange, gbee Leben) die diesem Genius geheiligt und als seine Botin betrachtet ist. Diese Schlange hat ihre Tempel und Fetischpriester; es ist unter schwerer Strafe verboten, sie zu tödten, und ohne die Schweine, die, als ein vom Aberglauben freies Geschlecht, die Schlangen in großer Anzahl vertilgen, wäre es unmöglich, irgend welche Hausthiere zu halten.

Dangbe hat seinerseits wieder weiße Ameisen für seine Boten, zweifellos für seine geringeren Bedürfnisse. Oft sieht man einen Hügel von weißen Ameisen mit Palmblättern umstreut, um anzudeuten, daß seine Einwohner jetzt im Dienste des Dangbe sind. Wenn ein Neger eine Schlange aus einem Ameisenhügel kommen sieht, läuft er sofort zum Fetischpriester, ihm dieses zu berichten, und dieser bringt sogleich Palmblätter herbei, die er um den Hügel streut.

Böse Genien.

Elegba oder Echu.

Der Häuptling aller bösen Geister, der boshafteste sowohl, wie der am meisten gefürchtete, ist Echu, ein Wort, welches „der Verstoßene“ bedeutet. Er wird auch Elegba oder Elegbara „der Starke“ und zuweilen auch Ongoga Ogo, „der Genius des Knotenstockes“ genannt.

Um sich gegen seine Bosheit zu schützen, halten die Schwarzen in ihren Häusern das Götzenbild Olaroza, des Hauses Schutzgeist, der, mit einer Keule oder einem Schwerte bewaffnet, den Eingang des Hauses bewacht. Um aber seine Grausamkeit zu beschwichtigen, verfehlen die Schwarzen, sobald sie ihren Geschäften nachgehen, niemals, ihm seinen Antheil an allen Opfern zu geben. Wenn ein Neger sich an seinem Feinde rächen will, bringt er dem Elegba ein reichliches Opfer dar, indem er ihm eine gehörige Menge Tafia (Palmwein) schenkt. Hierauf wird Elegba wüthend, und wenn der Feind nicht durch Amulette gehörig geschützt ist, befindet er sich in großer Gefahr.

Er ist der Genius des Bösen, der, entweder selbst, oder durch seine Gefährten die Menschen zur Sünde verleitet und hauptsächlich sie zu schändlichen Lastern antreibt. Oft, wenn die Neger für Diebstahl oder andere Uebelthaten bestraft werden, entschuldigen sie sich mit den Worten, Echou l'o ti mi („Echou verleitete mich, es zu thun.")

Das Götzenbild dieses bösen Geistes ist vor den Häusern, in allen Parkanlagen und auf allen Straßen aufgestellt.

Elegba wird in sitzender Stellung abgebildet, mit seinen Händen auf seinen Knien, ganz unbekleidet, unter einer von Palmblättern gemachten Bedachung. Das Götzenbild ist aus Lehm, in menschlicher Gestalt mit einem sehr dicken Kopfe, gemacht. Vogelfedern stellen seine Haare vor, zwei Muscheln seine Augen und eine Reihe von Muscheln seine Zähne, die ihm ein schreckliches Ansehen geben. Bei festlichen Gelegenheiten wird er mit Hühnerblut und Palmöl über und über beschmiert, wodurch er noch furchtbarer und abscheulicher aussieht. Um den würdigen Schmuck dieses schmutzigen Sinnbildes des afrikanischen Priapus zu vervollständigen, wird der Stiel einer alten Haue oder ein großer Knotenstock vor ihm aufgepflanzt. Glücklicherweise verschlingen die Geier, seine

Der Dämon Elegba, oder der böse Geist.

Boten, die Hühner, Hunde und andere Opferthiere, die ihm dargebracht werden, sonst würden dieselben die Luft verpesten.

Sein Haupttempel ist in Woro bei Badagry, inmitten eines reizenden Haines von Palmen und anderen schönen Bäumen. Nahe der Lagune, bei der eine große Festlichkeit stattfindet, ist der Grund mit Muscheln bestreut, welche die Schwarzen dem Elegba zum Opfer hinwerfen, damit er sie in Ruhe läßt. Einmal im Jahre sammeln die Fetischpriester Elegba's die umhergestreuten Muscheln, um einen Sklaven zu kaufen, der geopfert wird, und Branntwein, um die Tänzer zu begeistern; was übrig bleibt, gehört den Fetischpriestern.

Folgendes Beispiel beweist Elegba's Neigung, Unheil anzurichten. Eifersüchtig auf die vollkommene Eintracht, die zwischen zwei Nachbarn bestand, beschloß er, sie zu entzweien. Zu diesem Ende setzte er eine Kappe auf, die auf einer Seite schneeweiß, auf der andern Seite blutroth war, und ging so zwischen den beiden, auf dem Felde arbeitenden Freunden hindurch, die er grüßte und dann weiter ging. Als er nun fort war, sagte der Eine dem Andern: „Was ist das für eine schöne weiße Kappe!" „Das ist gar nicht wahr," antwortete der Andere, „es ist eine schöne rothe Kappe." Ein Wort gab nun das andere, bis die beiden Männer so sehr in Streit geriethen, daß Einer dem Andern mit einer Haue den Kopf spaltete.

Chougoudou.

Wenn die Schwarzen einen Platz bewacht und so gefürchtet haben wollen, daß Niemand nahe an ihn heranzukommen wagt, graben die Fetischpriester ein nicht sehr tiefes Loch an diesem Orte, in welchem sie den bösen Geistern ein Huhn oder ein anderes Opferthier, oft sogar einen Menschen schlachten, damit ein recht starker und böser Geist sich da aufhalte. Darauf bedecken sie das Opfer mit Erde, so daß eine Art rundes Grab daraus entsteht, auf dessen Gipfel sie ein Gefäß für die

Almosen stellen, die den bösen Geistern, die nun regelrecht als Wächter des Platzes angestellt sind, dargebracht werden. Die Schwarzen haben vor den Chougoudous (den bösen Geistern) eine große Furcht und wagen es nie, des Nachts an den Orten vorbeizugehen, wo sie sind, aus Furcht von ihnen mißhandelt zu werden. Der Palast des Königs von Porto=Novo ist unter dem mächtigen Schutze eines Chougoudou.

Genien der Bäume.

Der Irokobaum und andere Baumarten werden als der Wohnort böser Geister betrachtet. Der Baum, der als von bösen Geistern heimgesucht gilt, wird durch einen Kreis von umhergestreuten Palmblättern bezeichnet; ein Pfad führt zu ihm hin und irdene Gefäße nebst menschlichen Gebeinen sind bei seinem Stamme aufgestellt. Dank diesem Aberglauben, bleiben die großen schönen Bäume, welche die größeren afrikanischen Städte schmücken, unverletzt. Wenn man aber einen Baum, der außerhalb der Stadt ist, umhauen will, kann man durch Opfer von Hühnern und Oel, und für Geld und gute Worte den Unhold veranlassen, daß er den Baum verläßt und sich anderswo häuslich niederläßt. Wenn ein Neger in den Wald geht, um einen Baum umzuhauen, den die Spuckgeister sich gewöhnlich auswählen, gibt er, aus Furcht vor den bösen Geistern, dadurch seinem guten Schutzgeiste die Ehre, daß er seine Stirn mit ein wenig Oel bestreicht und nun ohne Furcht den Baum umhaut. In Porto=Novo ließ ein Europäer, unbekannt mit der Landessitte, einen großen Baum umhauen, der seinem Hause lästig war. Der Neger, der die Arbeit that und glaubte, der weiße Mann habe das Recht, dieses zu thun, und daß die Förmlichkeit des Uebertragens stattgefunden habe, hieb den Baum um, ohne sich um Weiteres zu kümmern. Als aber der König davon hörte, ließ er den armen Schelm ohne alle Umstände sofort enthaupten und sagte dabei, daß wenn der



Ein Fetischbaum.

weiße Mann mit der Landessitte unbekannt sei, der schwarze Mann sie kennen müsse.

Die Schwarzen glauben, daß die Zauberer, Aje genannt, Nachts sich am Fuße dieser Bäume versammeln und den Geistern, die in ihnen wohnen, ihre Ehrfurcht bezeugen. Wenn diese Zauberer sich zu rächen wünschen, stellt der Geist ihnen seine Botin, die Eule, zur Verfügung, die, von einem niederen Geiste geleitet, in das Haus derjenigen Person fliegt, die der Zauberer tödten will, und ihr dann des Nachts das Herz auffrißt. Wenn dieser Vogel im Hause gesehen wird, glaubt man, daß er Jemanden umbringen will. Wenn man ihn nun fangen und seine Füße und Flügel zerbrechen kann, glaubt man, daß der nämliche Schaden dem Zauberer widerfährt, der ihn geschickt hat.

Dieser Aberglaube ist einer der am tiefsten eingewurzelten Meinungen unter den Schwarzen, und die Ursache vieler Rachethaten und Verbrechen; selbst Christen können nur schwer sich von ihm losmachen.

Oft werden alte Weiber beschuldigt, Aje zu sein. Viele dieser armen alten Geschöpfe werden der Probe des Once unterworfen, zum Tode verurtheilt, und in der folgenden Nacht hingerichtet. Am Merkwürdigsten ist es, daß sie oft wirklich selbst daran glauben, das Verbrechen, dessen sie beschuldigt sind, begangen zu haben. Unzweifelhaft sind sie aus Rache oder Gewinnsucht zu dem Fuße des geheiligten Baumes gegangen und haben den Quälgeist gefragt, seine Botin zu senden, um einen gewissen Jemand zu tödten, und wenn dann dieses Opfer stirbt, glauben sie, die Eule habe sein Herz allmälig gefressen.

Unter den Schwarzen ist die weiße Magie erlaubt, weil man sie als ein Mittel betrachtet, Gutes zu thun, Böses zu verscheuchen und die Kranken zu heilen; hingegen ist die schwarze oder böse Magie unter Todesstrafe verboten. Jeder, der beschuldigt ist, schwarze Magie zu treiben und durch die landesüblichen

Hexenproben überführt worden ist, wird hingerichtet und die Henker essen sein Herz als Vergeltung. Oft warten die Schwarzen aber ein gerichtliches Urtheil nicht ab, um sich zu rächen. Kürzlich wurde in einem kleinen Dorfe bei Lagos eine alte Frau mit unerhörter Grausamkeit von einem Neger und einer Negerin ermordet, die sie beschuldigten, eine Aje zu sein und veranlaßt zu haben, daß die Eule das Herz ihrer Kinder aufgefressen habe. Alle Schwarze waren fest davon überzeugt, daß die Alte eine Hexe war und diese Meinung erlaubte den Mördern völlige Straflosigkeit.

Abiku.

Es gibt noch einen andern Quälgeist, Abiku genannt, der, statt auf den Bäumen zu sitzen, seine Wohnung im menschlichen Körper nimmt. Kinder, die zwischen dem zehnten und elften Lebensjahre sterben, werden ebenfalls Abiku genannt und niemals begraben, sondern in das Gebüsch geworfen. Auf diese Weise glaubt man das Kind und den Quälgeist zugleich zu strafen.

Es gibt eine große Menge böser Geister, die Abiku und Eleeren genannt werden, die Wälder und Wüsten bewohnen, wo sie große Noth leiden und begierig sind, auch von den guten Sachen was mitzubekommen, welche die Sterblichen dieser Erde fröhlich genießen. Zu diesem Ende passen sie genau auf, wenn die Seele in den von Obatala gebildeten Leib eintritt. Dann schlüpft auch einer dieser Quälgeister mit in den Leib herein, und verspricht nun seinen anderen Geisterkameraden, ihnen von den guten Sachen, die er hier auf Erden genießen soll, etwas mit geben zu wollen.

Wenn nun ein Kind stärker schreit und mehr wie gewöhnlich leidet, glauben die Schwarzen, daß die Kameraden des Quälgeistes, der im Kinde ist, es peinigen, um mehr zu essen zu bekommen. Wird das Kind schmächtig und mager, so meint

man, die bösen Geister stehlen alle Nahrung, die es nimmt. Um nun die Geister zu betrügen, bringt man ihnen ein Opfer dar, und während sie sich am Opferschmause erlaben, hängt man dem Kinde kleine Schellen an den Füßen, deren Klingeln die bösen Geister vertreibt und fern hält. Es ist gar nicht ungewöhnlich, ein kleines Negerkind, an seinen Knöcheln ganz mit Schellchen und alten Eisenstückchen beladen, zu sehen, so daß es kaum die Füße aufheben kann.

Wenn nun ein Kind, von dem man glaubt, es habe einen bösen Quälgeist, gefährlich krank wird und dem Sterben nahe ist, macht die Mutter Einschnitte in den Leib des Kindes und thut Jamaicapfeffer hinein, weil sie glaubt, dadurch den Quälgeist wieder zu quälen und ihn zu zwingen, das Kind zu verlassen. Stirbt nun das Kind, so wird sein Leib auf den Düngerhaufen geworfen, um von wilden Thieren verschlungen zu werden. Oft verstümmelt die Mutter den Leib des armen Kindes, schlägt es mit Steinen, schneidet einen Arm oder ein Ohr ab und droht den bösen Geist durchzuprügeln, wobei sie ihm Lump, Dieb und andere Schimpfnamen gibt.

Der Glaube an diesen Irrthum ist oft noch durch die Thatsache bestärkt, daß manchmal ein anderes Kind geboren wird, mit den Spuren der Wunden, die am Leibe seines älteren Bruders gemacht sind, da die Einbildungskraft der armen Mutter diese Wunden immer zu sehen wähnt; die Schwarzen wollen aber eine solche Erklärung nicht gelten lassen und halten an ihrem Aberglauben fest, in welchem sie die Fetischpriester zu ihrem eigenen Vortheil auf das Möglichste bestärken.

Diese bösen Geister haben eine große Gewalt über die von ihnen besessenen Körper. Als ein Beispiel dieser Behauptung wird angeführt, daß eine Frau, die gewohnt war, ihr kleines Kind auf einer Matte in ihrer Hütte zu lassen, während sie auf den Markt ging, alle Nahrungsmittel, die sie zurückgelassen hatte, verschwunden fand, obschon die Hausthüre fest verschlos-

sen war und Niemand das Schloß auch nur berührt zu haben schien. Ferner kam noch eine benachbarte Hausirerfrau hinzu und verlangte von der Mutter des Kindes die Muscheln zurück, die, ihrer Behauptung gemäß, ihr Knabe von ihr leihweise sich geholt habe. Die Negerin zeigte ihr das schlafende Kind auf der Matte und sagte, es könne noch nicht laufen. Trotzdem behauptete die Nachbarin, daß sie gesehen habe, wie der Knabe, in der Größe eines halbausgewachsenen Kindes, das Haus verlassen habe und zu ihr gekommen sei; darauf habe er die Muscheln genommen und sich etwas zum Essen gekauft, dann sei er heimgekehrt. Um dieses Geheimniß zu ergründen, versteckte sich des Kindes Vater in der Hütte. Als nun die Frau, wie gewöhnlich, ausgegangen war und die Thüre fest verschlossen hatte, stand das kleine Kind auf und wurde plötzlich ein großer Knabe, der herumsuchte und die Muscheln fand, worauf sein Vater hervortrat. Sobald er diesen sah, wurde der kleine Schelm wieder ein kleines Kind, das schrie und weinte. Solche einfältige Geschichten sind unter den Schwarzen Gang und Gebe und erhalten sie in ihrem Aberglauben.

Ibeji.

Wenn eine Frau Zwillinge hat, werden dieselben zu Porto-Novo nicht, wie dieses in Benin geschieht, getödtet, sondern die Schwarzen glauben, daß diese Kinder von Geistern begleitet sind, die aussehen, wie diejenigen, welche eine kleine, in den Wäldern von Guinea häufig vorkommende Affenart, beleben.

Diese Kinder dürfen, herangewachsen, kein Affenfleisch essen und mittlerweile bringt die Mutter Bananen und andere Leckerbissen den Affen zum Opfer dar, um sie zu beschwichtigen.

Wird nun einer der Zwillinge krank, so frägt die Mutter den Fetischpriester um Rath, der natürlich jedesmal von ihr das herkömmliche Opfer für die Geister verlangt, damit diese das Kind in Ruhe lassen. Daraufhin geht die Negerin mit ihren

Gefährten zum Fetischpriester, dem sie einen wohlgefüllten Korb mit Wein, Nüssen, Bananen und anderen, bei den Geistern beliebten Leckerbissen, zum Opfer mitbringt. Alle diese schönen Sachen werden nun am Fuße eines Baumes hingelegt; der Fetischpriester ruft die Geister an und wenn diese ihre Gegenwart bemerklich machen, gehen alle Anwesende fort, um die Geister mit Ruhe sich gütlich thun zu lassen. Nach einer Pause kommen die Opfernden wieder zurück, um nachzusehen, ob den Geistern das Opfer gut geschmeckt hat. Ist Alles beseitigt, so ist dieses eine gute Vorbedeutung für die Gesundheit des Kindes. Es versteht sich von selbst, daß der Geist, der das Opfer in Empfang nimmt, einer von Fleisch und Blut ist, welcher es schon voraus von seinen Collegen erfahren hatte und sich nahebei listig versteckt hielt.

Der afrikanische Wind und der Genius der Heuschrecken.

Der Genius des afrikanischen Windes, Oye genannt, wohnt mit dem Genius der Heuschrecken im großen bevorzugten Tempel Elegba's, des Obersten der bösen Geister. Dieser Palast ist auf dem Igbeti Berge, nahe am Ufer des Niger, gebaut. Jedes Jahr öffnet der Hohe-Fetischpriester Elegba's die ehernen Pforten des Tempels und bringt allen Quälgeistern nebst ihrem Obersten ein feierliches Opfer dar. Darauf erhebt sich der afrikanische Wind und erfüllt die ganze Erde; die Heuschrecken erheben sich und fliegen, wohin die Geister sie treiben, dann kehren auf Befehl Oyes der afrikanische Wind und die Heuschrecken in den Tempel zurück.

Der Genius von Togo.

Nahe bei Porto-Novo ist eine Lagune, Togo genannt, welche von der Zeit der alten Könige an zu richterlichen Proben gebraucht wurde. Heutzutage hat sie viel von ihrem alten

Ansehen verloren und ist durch (die Lagune) Once verdrängt worden.

Die Probe besteht darin, daß man den Angeklagten (oder die Angeklagte) in die Mitte der Lagune an einen Platz führt, der dem mit diesem Amte beauftragten Fetischpriester bekannt ist. Hier wird der Angeklagte in's Wasser geworfen. Kommt er von selbst wieder auf die Oberfläche, so wird er in das Canoe wieder aufgenommen, sinkt er unter, so behauptet man, der Genius Togo habe ihn getödtet und am folgenden Tage findet man seinen Leichnam nahe am Ufer auf einem Floße von Bambusrohr, wo der Gott ihn hingelegt hat.

Dieser Glaube gründet sich auf die folgende Sage: Eine arme Negerin sammelte eines Tages Holz am Ufer der Lagune, um aus dem Verkaufspreise dieses Holzes für sich und ihre zwei Kinder Lebensmittel zu kaufen. Trotz ihres Fleißes konnte sie sich aber nur kümmerlich damit ernähren. Sie litt die größten Entbehrungen für ihre hübschen schwarzen Kindlein, die, ohne vom Elende ihrer Mutter eine Ahnung zu haben, am Ufer der Lagune spielten. Eines Tages vermißte nun die Negerin ihre lieben Kindlein. Sie ging nun trostlos umher und suchte sie überall, wobei sie laut ihre Namen rief, aber alles war vergeblich. Die Zeit linderte ihren Schmerz keineswegs, und täglich kam sie an das Ufer der Lagune, um ihre Kinder zu beweinen. Der Genius von Togo wurde durch ihren Kummer gerührt. Eines Tages sah sie, zu ihrer großen Verwunderung, ihre beiden Kinder, halb aus dem Wasser erhoben, geschickt wie die Fische, auf sie zukommen.

„Weine nicht mehr, Mutter", sagten sie, „denn wir sind hier recht glücklich. Der Lagunengott hatte Mitleid mit Dir, als er sah, wie kümmerlich Du uns ernähren mußtest, und hat uns daher in seine Heimat aufgenommen, wo wir Fische und andere Nahrung im Ueberflusse haben. Wir sind in einer schönen Hütte unter dem Wasser. Die Fische spielen um uns herum

und jeden Tag haben wir ein Fest. Geh, und sage dem Könige, daß der Gott von Togo einen Tempel ihm zu Ehren am Ufer der Lagune, die er bewacht, erbaut, und dort sich Opfer gebracht haben will. Als Belohnung dafür will der Gott ihm die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten in zweifelhaften Fällen bekannt machen, denn der Angeklagte, den man in die Lagune wirft, soll, wenn er unschu dig ist, nicht untersinken; ist er aber schuldig, so soll er bis auf den Grund heruntergezogen, und nachher sein Leichnam an's Ufer gespült werden."

Früher thaten sich die Lagunen jedes Jahr auf, und Alle kamen, um den Göttern und Göttinen, die gekommen waren, um sich in der prachtvollen Wohnung des Wassergottes zu vergnügen, ihre Opfer und Geschenke zu bringen. Nachdem man nach Herzenslust getanzt und sich vergnügt hatte, gingen die Menschen wieder heim, und das Meer nebst den Lagunen verschlossen sich wieder. Seitdem aber die Lüge in die Welt gekommen ist, bleiben das Meer und die Lagunen verschlossen, und die Menschen müssen sich damit begnügen, den Göttern in den Tempeln, die zu ihrer Ehre am Ufer der Gewässer erbaut sind, zu opfern.

Eine andere Sage beschuldigt den bösen König von Dahomey, den Verkehr der Sterblichen mit den Unsterblichen aufgehoben zu haben. Als nämlich alle Götter und Göttinnen versammelt waren und sich mit Tanz und Spiel erlustigten, habe dieser König seinen Amazonen befohlen, die Göttinnen zu ergreifen, sie nach Abomey zu schleppen und als Rekrutinnen in ihr Regiment einzustellen. Als aber nun die Amazonen Hand an die Göttinnen legten, seien sie alle verschwunden, da die göttlichen Tänzerinnen sich in Thautropfen verwandelt hätten. Seitdem ist es den Sterblichen unmöglich geworden, die Unsterblichen zu sehen.

Vergöttlichte Macht.

Unter den Schwarzen der Sklavenküste wird die Macht vergöttlicht. Man setzt voraus, daß die Könige von den Halbgöttern abstammen, ihnen geheiligt und in die Geheimnisse des Neger-Heiligthums eingeweiht sind. Weiß ist die amtliche Farbe der obersten Priesterklasse, (zu denen die Könige gehören) daher tragen diese weiße Gewänder.

Um die Rechtspflege zu fördern, haben die Schwarzen seit undenklichen Zeiten die Religion unter verschiedenen Namen in dieselbe hineingezogen. Sie vergöttlichen die obrigkeitliche Gewalt und betrachten die Richter und Vollstrecker der Gesetze als übernatürliche Wesen und Nachkommen der Götter.

Die richterliche Gewalt ist in Yorouba unter dem Namen Egungun (Todtengebeine) vergöttlicht. Egungun erscheint in den Straßen unter der Gestalt eines maskirten und phantastisch aufgeputzten Dämons, der in lächerlicher Weise umhergeht und lautes mißtönendes Geschrei ausstößt; zuweilen ändert er seine Maske und nimmt dann ein Hundsgesicht, und andere Mal ein Affengesicht an. Egungun soll aus der andern Welt kommen, um zu sehen, was in dieser Welt geschieht und Alle mitzunehmen, die hier die Lebenden belästigen.

Wenn in einem Hause ein Todter ist, verfehlen Egugun und seine ihm gleichgekleideten Gefährten nie zu kommen und den Verwandten des Verstorbenen ihre Aufwartung zu machen, denen sie mittheilen, daß er sich wohl befindet, glücklich den schrecklichen Weg zurückgelegt hat, und unverletzt in das Todtenland angekommen ist. Dafür werden der liebreiche Egugun und seine Gefährten mit Geschenken überladen und genöthigt, sich auszuruhen. Speisen, und vor Allem ein reichlicher Vorrath von Rum oder Palmwein werden in ein Zimmer gebracht und alle Hausgenossen ziehen sich zurück, denn zuzuschauen, während die Todten zu Tische sitzen, bringt sofortigen Tod

herbei. Egungun und seine Gefährten haben wie alle schwarzen Geister einen guten Appetit. Wenn sie satt geworden sind, nehmen sie Abschied und bedanken sich in tiefen Grunzen bei den Verwandten des Todten, welche ihnen Grüße an den lieben Verstorbenen mitgeben; erneuertes Grunzen gibt dann die Versicherung, daß ihr Auftrag ausgerichtet werden soll.

Ein zum Tode verurtheilter Verbrecher wird dem Egungun übergeben, dieser haut dem Opfer den Kopf ab, mit dem er die Straßen der Stadt auf und ab geht. Der Leib wird in das Gebüsch geworfen und kann nicht eher begraben werden, bis seine Verwandten ihn loskaufen. Niemand, selbst der König nicht, darf gegen Egungun seine Hand erheben. Frauenspersonen dürfen bei Todesstrafe nicht sagen, was sie von ihm denken.

Oro.

Unter den Egbos ist die vollziehende Gewalt unter dem Namen Oro (Sturm) vergöttlicht. Bei Todesstrafe sind alle jungen und alten Frauenspersonen verpflichtet zu glauben, daß Oro ein mächtiger Geist ist, der, in Gemeinschaft mit vielen anderen Genien, das Firmament bewohnt. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß nur ein äußerlicher Glaube verlangt wird; d. h. die Frauenspersonen dürfen nicht sagen, was sie hierüber denken. Männer und Knaben wissen gut genug, was sie hierüber denken sollen.

Ein zum Tode verurtheilter Verbrecher wird dem Oro übergeben, der ihn verschlingt. Am folgenden Tage sieht man die Kleider des Unglücklichen am Gipfel eines hohen Baumes wehen, wo Oro sie gelassen hat, als er in die Luft hinauffuhr, nachdem er alle Zweige des Baumes abgehauen hatte. Zuweilen hört man die fürchterlichen Stimmen Oros und seiner Gefährten plötzlich durch die Stadt erschallen. Hiermit soll verkündet werden, daß der Gott einhergeht, und nun müssen

alle Frauenspersonen bei Todesstrafe sich in ihre Häuser einschließen. Auf diese Weise können ohne Störung durch endloses Weibergeschwätz Geschäfte überlegt und erledigt werden. Die schreckliche Stimme Oros wird hervorgebracht, indem man ein flaches Stück Holz, an einem starken Faden befestigt, im Kreise herumschwingt.

Oro erscheint an seinem Festtage in menschlicher Gestalt, sein Gesicht und seine Lippen mit Blut beschmiert. Sein Gebrüll ist in allen Städten hörbar und die Schwarzen haben eine große Festlichkeit im Haine des Gottes.

Zangbetto.

In Porto-Novo geht die geheiligte Polizei nur des Nachts aus. Sie werden Zangbetto genannt (das Nachtwolf, das jenseits des Meeres herkommt). Die amtlichen Verrichtungen dieser Polizei sind die nämlichen als die Oros und Egunguns, nur daß sie noch einen größeren Höllenlärm machen. Sie ahmen das Geräusch irgend eines Thieres nach, mit der Begleitung eines Orchesters, das aus aller Art von altem Eisen besteht, mit dem sie einen unbeschreiblich fürchterlichen Lärm hervorbringen. Der von jenseits des Meeres herkommende Geist nimmt eine lächerliche Haltung an und vermummt sich in einen großen Strohkegel, der ihn von Kopf bis zu Fuß bedeckt. Niemand darf bei dieser Gelegenheit ausgehen, bei Strafe, fürchterlich geprügelt zu werden. Wenn zur Zeit des Sittenfestes, bei dem Menschenopfer dargebracht werden, Jemand tollkühn genug ist, auszugehen, setzt er sich der Gefahr aus, entweder als Sklave verkauft oder als Opfer geschlachtet zu werden.

Ogboni.

Unter den Schwarzen besteht eine geheime Gesellschaft, deren Mitglieder Ogboni genannt werden. Diese Art Freimaurer,

deren Mitglieder besonders zahlreich in Yoruba sind, scheint den Zweck zu verfolgen, die alten Ueberlieferungen, und besonders die religiösen Gewohnheiten des Negerheidenthums, aufrecht zu erhalten. Dieses wird später für die Civilisation ein großes Hinderniß sein.

Unter den Egbas, welche eine Art Republik bilden, sind die Ogboni mächtiger wie der König selbst. Fast alle Prozesse werden von dem Gerichtshofe dieser Gesellschaft entschieden.

Die Mitglieder erkennen sich durch verschiedene Zeichen, namentlich durch die Art und Weise, sich die Hand zu geben. Tod, ein höchst grausamer Tod, ist die Strafe für den Verräther der Bundesgeheimnisse. Sobald der Angeschuldigte vom geheimen Gerichte verurtheilt ist, wird er in eine enge Kammer gesperrt; darauf macht man zwei Löcher, mit einem kleinen Zwischenraume, nebeneinander in die Wand, durch welche die Beine weit über das Knie des Opfers gezogen werden; man befestigt nun die Füße an zwei Pflöcke, und schält mit einem scharfen Säbel langsam das Fleisch der Schenkel bis auf den Knochen ab, so daß der Unglückliche unter den schrecklichsten Peinen sterben muß.

Die Loge oder Hütte, in der die Ogboni sich versammeln, darf von Fremden nicht betreten werden. So viel wie ich erfahren konnte, ist diese Gesellschaft nichts anders, als eine den geheimen Gesellschaften der Heiden des Alterthums ähnliche Einrichtung, in der die Mitglieder in die schamlosen Geheimnisse der guten Göttin eingeweiht wurden. Die Gottheit der Ogboni ist Ilee (die Erde), einer der Namen Odubuas, der großen Göttin der Schwarzen, die auch ihre Riten und Orgien in ihrem Tempel in der Stadt Ado hat.

Manes.

Die Schwarzen glauben fest an die Unsterblichkeit der Seele; daher sind ihre Begräbnißfeierlichkeiten von größerer Wichtig=

keit und mit größeren Kosten verbunden, als eine Geburt oder eine Hochzeit. So groß ist die Schande, die passenden Begräbnißfeierlichkeiten nicht bestreiten zu können, daß eine Familie, der die Mittel zu einem großartigen Begräbniß fehlen, oft die Leiche eines Verstorbenen in Matten einhüllt, mit wohlriechenden Kräutern einbalsamirt und verbirgt; dabei wird der Todesfall ganz verheimlicht, kein Zeichen der Trauer, kein Weinen findet statt, sondern die Hinterbliebenen arbeiten fleißig, um die nöthige Summe zu erschwingen. Wenn endlich das Geld beisammen und somit Alles fertig ist, fängt man plötzlich zu trauern, zu weinen und zu heulen an, als ob der Verstorbene soeben verschieden sei, und nun erst kann das Begräbniß stattfinden. Andere geben ihre Kinder zum Pfande, um die nöthigen Begräbnißkosten zu erschwingen, und die Kinder verbleiben in der Sklaverei, bis sie für die geliehene Summe wieder losgekauft werden.

Die Schwarzen glauben, daß Diejenigen, die ehrenvoll begraben werden, sicher in das Land der Todten, orun rere, (der gute Himmel) genannt, anlangen, das, nach allgemeinem Dafürhalten gerade unter der Erde liegt, so daß die Todten und Lebenden miteinander verkehren können. Hier haben die Todten ein Dasein, das dem Unsrigen ziemlich ähnlich, jedoch weit trauriger ist. Solche, die in dieser Welt Sklaven waren, bleiben es auch in der andern Welt, und wer hier auf Erden ein König war, bleibt es auch jenseits des Grabes. Alle aber haben die nämlichen Bedürfnisse und Neigungen, die sie auch im Leben hatten. Wer stirbt, ohne seine Schulden zu bezahlen, kann ohne Erlaubniß seiner Gläubiger nicht anständig begraben werden. Wird diese Erlaubniß nicht ertheilt, so legt man die Leiche auf einer von Weiden geflochtenen Bahre außerhalb der Stadt, und die Angehörigen können sie nicht begraben, ohne die Schulden des Verstorbenen erst bezahlt zu haben.

Die Leichen großer Verbrecher werden ebenso behandelt. Man legt sie außerhalb der Stadt auf eine Bahre, und wenn die Eltern oder Verwandte sie begraben wollen, müssen sie die Leichen loskaufen.

Stirbt Jemand fern von seiner Heimat, dann wenden seine Verwandten Alles an, um irgend Etwas, welches dem Todten im Leben gehörte, sei es auch noch so unbedeutend, — ein Stück seiner Nägel oder seiner Kleidung, oder auch nur einige Haare — von ihm zu bekommen, und über diese Kleinigkeiten werden die Begräbnißfeierlichkeiten vorgenommen; so groß ist in ihren Augen die Wichtigkeit eines anständigen Begräbnisses. Diejenigen nämlich, die nicht anständig begraben werden, können nicht in das Todtenland kommen, sondern müssen in dieser Welt herumirren, wo sie Gefahr laufen, von bösen Geistern ergriffen zu werden, die sie grausam mißhandeln und sie in einen großen feurigen Ofen, genannt Orun apadi (der Scherbenhimmel), werfen, ein Ort, der den Oefen, in denen die Schwarzen ihre irdene Geschirre brennen, und der mit Kohlen und mit den Scherben im Feuer zersprungener Geschirre bedeckt ist. Die Hauptstrafe, die mit der Todesstrafe verbunden ist, besteht in der Beraubung eines anständigen Begräbnisses. Der größte Verbrecher fürchtet sich nicht vor der nächsten Welt, wenn er eines ehrlichen Begräbnisses sicher ist; denn der Neger ist gewissenlos. Nur sich beim Uebelthuen ertappen zu lassen, hält er für Unrecht; daher fürchtet er nur zeitliche Strafe, am Meisten aber, daß er eines ehrlichen Begräbnisses beraubt wird.

Um von einem geliebten Verwandten und von seinem Schicksale in der andern Welt Auskunft zu erhalten, wendet man sich zu den Fetischpriester, der ein kleines Kind nimmt, dessen Gesicht in Lustral Wasser badet, in einem neuen Gefäß ein Opfer darbringt, und um Mitternacht zu einem großen Park der Stadt oder des Dorfes geht, wo er ein Loch in die

Erde gräbt, in welches das Kind hineinschaut. Durch dieses Loch sieht das Kind die Todten unter der Erde, nimmt Alles wahr, was sie thun und sagen, und berichtet es dem Fetischpriester. Wenn dieser nun Alles, was er wissen will, erfahren hat, wäscht er die Augen des Kindes mit einem besondern Wasser, und dieses vergißt sogleich Alles, was es gesehen und gehört hat. Dieses zeigt die Schlauheit, mit der die Fetischpriester sich die Leichtgläubigkeit der Schwarzen zu Nutze machen. Gewöhnlich werden die Todten durch auf ihren Gräbern dargebrachte Opfer und Geschenke befragt.

Metempsychosis.

(Seelenwanderung.)

Die Schwarzen glauben, daß die Todten auf diese Welt zurückkehren und wiedergeboren werden. Ich sah ein Kind, dessen Mutter nicht wagte, es zu bestrafen, und alle seine Unarten ertrug, weil der Fetischpriester am Tage seiner Geburt erklärt hatte, daß es der Mutter Großvater sei, der in diese Welt zurückgekehrt wäre.

Zu Weida wurde ein Kind, das Zähne mit auf die Welt brachte, in die Lagune geworfen, weil der Fetischpriester behauptet hatte, das Kind sei der Vater des regierenden Königs, der auf die Erde zurückgekehrt sei, woraufhin der König seinen vermeintlichen Vater zwang, in das Todtenreich zurückzukehren.

Während ich in Porto-Novo wohnte, hörte ich von einem im Kriege getödteten Nago, der zurückgekehrt und von seiner eigenen Frau wiedergeboren sei. Das Kind hatte auf seiner Stirn das Wundmal der Kugel, die seinen Vater getödtet hatte und die Mutter sagte bestimmt aus, daß gerade an dieser Stelle sein Vater getroffen sei.

Metamorphosen.

(Verwandlungen.)

Von den vielen Sagen, welche den Glauben der Neger an Verwandlungen beweisen, werde ich blos zwei erwähnen:

Bujee.

Früher gab es eine Negerin, Bujee genannt, die ihrer rabenschwarzen Haut wegen berühmt war. Alle Fürsten und reichen Leute warben um ihre Hand, sie behandelte aber Alle mit gleicher Verachtung. Eines Tages wußte einer der häßlichsten und abschreckendsten Neger sie geschickt in sein Haus zu locken und das Gerücht zu verbreiten, sie habe sich mit ihm verheirathet. Trotz alles Ableugnens der schwarzen Dame glaubte Jedermann diesem Gerüchte und sie entging daher nicht dem allgemeinen Spotte. Sie floh nun in den Wald und so heftig war ihr Kummer, daß sie in einen hübschen kleinen Strauch verwandelt wurde, der ihren Namen trägt und den die Weiber gebrauchen, um ihrer Haut die Ebenholzfarbe zu geben, die als vollendete Schönheit gilt.

Iyeewa.

Eine arme Negerin hatte zwei Kinder, die sie zärtlich liebte. Jeden Tag ging sie in den Wald, um Holz zu sammeln, welches sie verkaufte, um ihre Nahrung anzuschaffen. Eines Tages verirrten sich alle Drei im Walde; lange wanderten sie umher, konnten aber den Weg nicht finden. Von Hunger, Durst und Müdigkeit erschöpft, konnten sie nicht weiter gehen und mußten sich ausruhen. Sie legten sich auf die Erde hin und die Kinder, weinend und klagend, baten ihre Mutter um Wasser. Diese, nachdem sie überall nach Wasser gesucht hatte, kehrte zu ihren Kindern zurück, die sie beinahe gänzlich verschmachtet fand. In ihrem Kummer wandte sie sich an Olorun Olodumare, den allmächtigen Gott, der ihr Gebet erhörte.

Die Mutter, die neben ihren beiden Knaben lag, wurde in eine große Lagune verwandelt, in der die Kinder ihren Durst löschten. Nachher ließen sie sich hier häuslich nieder und gaben der Lagune den Namen ihrer Mutter, O do Iyeewa (die Lagune von Iyeewa), die nicht weit von Okiadan sich befindet.

IV. Zoolatrie, oder Thieranbetung.

Mit der Anbetung der Götter und Genien verbinden die Schwarzen die Verehrung heiliger Thiere. Jeder Gott hat sein Lieblingsthier, das ihm geweiht ist und ihm zum Boten dient. Während der ganzen Zeit, in der sie im Dienste des Gottes stehen, sind die geheiligten Thiere von einem untergeordneten Gotte belebt und geleitet. So ist z. B. das Crokodil der Osun, Chango's Gemahlin, geheiligt. Aber alle Crokodile sind nicht geheiligt, sondern nur solche, die, nach Aussage der Fetischpriester, die Merkmale haben, durch welche sie als die amtlichen Boten der Göttin erkennbar sind. Jedes Thier kann geheiligt und als Götterbote gebraucht werden. Irgend ein Naturfehler oder etwas Ungewöhnliches reicht beim Thiere hin, daß die Fetischpriester es für einen Fetisch erklären. Dieses kostet ihnen nichts, sondern bringt ihnen sogar etwas Beträchtliches ein.

König Mepon und sein Ochs.

Ein Ochs, den ich Mepon, dem Könige von Porto-Novo geschenkt hatte, wurde bald sein Liebling. Jeden Tag gab ihm der König eine kleine Ration Acacienbohnen und keinen Tag verfehlte das Vieh, seinen gewohnten Leckerbissen zu holen. An den Markttagen ging er unter den Haufen der Neger umher und that Niemanden etwas zu Leide, so daß des Königs Liebling bald der Liebling Aller wurde.

Als nun Mepon starb, kam der Ochs wie gewöhnlich, um sein Futter zu erhalten, da er aber seinen Herrn nicht fand,

fing er an zu brüllen. Die Fetischpriester, welche die Ursache dieses Gebrülls wohl kannten, behaupteten, daß der Genius Mepons in das Vieh gefahren sei. Seitdem war es verboten, den Ochsen zu belästigen, er durfte gehen, wohin immer er Lust hatte, und niemals, besonders an Markttagen, unterließ er seinen gewöhnlichen Spaziergang. Als er im Jahre 1883 krepirte, ließ ihn der König in Tücher einhüllen und mit großer Feierlichkeit begraben. Nach Negersitte wurden Trommeln, Gongs, kurz alle Arten von Instrumenten, womit sich ein großer Lärm machen ließ, herbeigeholt. Das Blut von Opfern und Ströme Palmweins wurden reichlich vergossen, während zur großen Freude seiner Verehrer reichliche Gaben von Rum verabreicht wurden. Darauf wurde der Ochsencadaver mit großem Gepränge auf den Schultern der Neger getragen, gefolgt von den Fetischpriestern, den Fetischpriesterinnen und dem Volke und in ein für ihn bereitetes Grab gelegt. Zum letzten Male wurde er mit dem Blute der an seinem Grabe geschlachteten Opferthiere besprengt; dann war Alles vorüber. Damit mußten gewiß Mepons Manen zufrieden sein.

Die Menge der Negergötter und Göttinnen beweist, in welchem Maße die Gottesidee unter ihren Jüngern verdorben ist. Die Götzendiener schreiben ihnen Heirath und Nachkommenschaft zu, man überträgt auf sie die Neigungen, die Bedürfnisse und alle Schwächen und Laster des Menschengeschlechtes. Es gibt daher Bösewichte, Trunkenbolde, Ehebrecher, Lügner, Diebe, Verwachsene, und Hanswurste unter diesen Göttern. Es gibt kein Verbrechen, kein Laster, keine Grausamkeit, welche in ihrer Geschichte nicht vorkommen. Auf diese Weise findet der unglückliche Neger in seinem religiösen Glauben, statt eines Antriebs zur Besserung, nur Beispiele und Beweggründe der Verkehrtheit. Der nämliche verderbliche Einfluß herrscht auch vor in ihren religiösen Gebräuchen, die selbstredend ganz für die Gottheiten passen, auf welche sie sich beziehen.

Zweiter Theil.

Das Fetisch-Priesterthum,

oder:

Diener des Heidenthums unter den Negern von Guinea.

Es gibt vier Klassen von Fetischpriestern, die eine gewisse Hierarchie (Rangordnung) bilden; an ihrer Spitze steht der König, der am Tage seiner Weihe in alle Geheimnisse des Neger-Heiligthums, oder richtiger gesagt, Heidenthums eingeweiht wird.

Ihm wird ein neuer Name gegeben. Weiß ist die amtliche Farbe seiner Gewänder. Sein Titel als Oberhaupt der Religion ist Ekeji Oricha (der erste nach den Fetischen). In Yoruba versucht es der Oberste der Ogboni, den Platz des Königs in religiöser Machtvollkommenheit einzunehmen, in Dahomey und Porto-Novo dagegen ist die Macht des Königs unbeschränkt, so lange er die nationalen Gebräuche ehrt. Er ruft bei allen außergewöhnlichen Gelegenheiten die Rathsversammlung der Fetischpriester zusammen und ist der Richter, der in allen Entscheidungen das letzte und endgültige Urtheil fällt.

Unter der Regierung Mesis, des Vorgängers Tofas, des jetzigen Königs von Porto-Novo, wollten die Fetischpriester einen jungen Neger, der aus Versehen eine heilige Schlange getödtet hatte, lebendig verbrennen. Nach hergebrachter Sitte sollte das Urtheil in einer Hütte von Palmblättern, die mit eigends zu diesem Zwecke zubereiteten, trockenen Kräutern bedeckt war, vollstreckt werden. Alles war zur großen Rache des Fetisches fertig; die verhängnißvolle Hütte war bereit, und

der bedauernswerthe Neger, mehr todt als lebendig, wurde in eine Fetischhütte eingeschlossen, um sein Schicksal zu erwarten. Am Vorabende seiner Hinrichtung gelang es ihm, man weiß nicht wie, aber ohne Zweifel Dank der Hülfe seiner Verwandten, zu entkommen und nach Porto-Novo zu fliehen, wo er dem Könige seinen Kopf anbot, d. h. sich unter seinen Schutz stellte und freiwillig sein Sklave wurde. Am nächsten Morgen fanden die Fetischpriester zu ihrer größten Bestürzung die Hütte leer; da sie aber bald den Zufluchtsort des Flüchtlings entdeckt hatten, gingen sie alle wie eine Bande rasender Menschen hin, und forderten vom Könige die Auslieferung des Schuldigen. Der König, aus Mitleid mit der Jugend des Unglücklichen, der absichtslos den kriechenden Gott getödtet hatte, wünschte ihn zu retten. Er schlug den Fetischpriestern vor, ihn zu strafen und ihm eine hohe Summe als Buße aufzuerlegen, jedoch die Strafe des Feuertodes bei lebendigem Leibe ihm zu erlassen, da sie unverdient sei. Die Fetischpriester wollten Nichts davon hören: die Gerechtigkeit müsse geübt werden, damit dem Fetische Genugthuung geschehe, und der Tod der Schlange müsse durch den Tod des gottesschänderischen Mörders gesühnt werden.

Da sie nun sahen, daß der König die Auslieferung des Schuldigen standhaft verweigerte, fingen sie einen schrecklichen Tumult an; Fetischpriester und Priesterinnen, in höchst phantastischer Verkleidung, Einige ihr Gesicht roth und weiß bemalt, Andere mit Federn in ihren Haaren, oder je nach ihrer Laune und Einbildungskraft tättowirt und in einer Weise beschmiert, daß sie ganz abscheulich aussahen, liefen durch die Stadt, stießen ein Rachegeschrei aus und gebärdeten sich wie Besessene. Dann kehrten sie zum Palaste zurück, erneuerten ihr Geschrei und Geheul, rannten die Vorübergehenden über den Haufen und verbreiteten einen so allgemeinen Schrecken, daß der Markt wie gewöhnlich nicht stattfinden konnte.

Da nun der König seiner Oberhoheit Trotz geboten sah, ließ er heimlich die Zangbeto (die Polizei) zu sich kommen; darauf machte er allen Fetischpriestern bekannt, sie sollten sich am folgenden Morgen auf dem großen Marktplatze versammeln, wo ihrem Begehren Genüge geschehen solle. Zur festgesetzten Stunde ließ der König die Gongs erschallen, auf welches Signal die Zangbetos, die heimlich des Nachts vorher sich im königlichen Palaste versammelt hatten, in Reihe und Glied auf die Fetischpriester und Priesterinnen sich stürzten, die sich nun flüchteten; eine große Anzahl von ihnen wurde jedoch ergriffen, gefesselt und zum Besten der Zangbeto als Sklaven verkauft. Mesi starb aber bald darauf. Man glaubte allgemein, er sei vergiftet, aber er hatte sich als Oberhaupt der Fetischpriester doch Achtung verschafft.

Die erste Priesterordnung.

Nächst dem Könige, der den ersten priesterlichen Rang bekleidet, kommt die Ordnung der Babalawo (der Vater mit der Schüssel), sie werden auch die Zeichendeuter Ifa's genannt. Obschon Ifa nur den dritten Rang unter den höheren Göttern einnimmt, bilden seine Priester dennoch den ersten Rang in der priesterlichen Ordnung. Sie haben zwei Oberhäupter. Der eine von ihnen wohnt in Ifa, der geheiligten Stadt der Schwarzen, und der Andere zu Ifa in Yoruba.

Das Amt der Babalawo ist, die Fetische zu befragen und zu bestimmen, was zu thun ist, um die Götter zu versöhnen und sich günstig zu stimmen. Dieses Amt verrichten sie vorzüglich bei wichtigen Veranlassungen, wie bei Kriegen und verheerenden Seuchen. Sie wachen auch über den Götzendienst Ifa's.

Zu dieser nämlichen Ordnung, aber in einem niedrigeren Range, gehören auch die Adahonche, deren Amt die Ausübung der Medizin ist. Ihre Arzneien sind aus Pflanzen gemacht, deren Bereitung sie tausend phantastische Ceremonien hinzu-

fügen, um ihren Werth in den Augen der Neger zu erhöhen. Neben Ifa sind noch Ochosin und Oroni ihre Götter der Medizin. Der ersten Ordnung gehören noch die Fetischpriester Obatalas und Odaduas an, welche den Götzendienst dieser beiden Gottheiten überwachen.

Die Abzeichen der ersten Ordnung sind weiße Gewänder, ein geschorener Kopf, ein Halsband von weißen Perlen und ein Kuhschwanz.

Zweite Priesterordnung.

Die zweite Ordnung ist die der Orichango; d. h. die Priester Chango's, dem Gotte des Blitzes. Ihr Oberhaupt nennt sich Magba (der Empfänger). Er hat zwölf Gehülfen: der erste nennt sich Oton (der rechte Arm), der zweite Osin (der linke Arm), der dritte Eketu, der vierte Ekerin u. s. w.

Der Oberste und seine Gehülfen wohnen in Oyo nahe bei Ikoso, wo Chango lebendig in die Erde hinabstieg, und wo sein am höchsten verehrtes Heiligthum sich befindet. Ihr Amt ist, den Götzendienst Chango's zu überwachen. Ihr Abzeichen ist ein Sack, das Sinnbild des Plünderns, welches sie zum Andenken der Räubereien ihres Herrn tragen.

Dieser Ordnung sind ferner die Fetischpriester und Priesterinnen der Untergötter und Untergöttinnen zugesellt, wie diejenigen des Meeresgottes, des Pockengottes, der Lagunen- und der Nigergottheiten u. s. w. Die rothen und weißen Farben bezeichnen die zweite priesterliche Ordnung. Die Mitglieder scheeren die Platte ihres Kopfes rund herum und lassen das Haar in der Mitte wachsen, so daß sie aussehen, als trügen sie eine Kappe von schwarzer Schaafwolle, mit der Haarseite nach Außen. Manchmal sind sie auf ihren Kopfputz recht eitel: sie tragen eine roth und weiß gestreifte Kappe, und machen kleine Flechten aus ihren Haaren, ganz in der Weise von Frauenspersonen in gewissen Ländern.

Dritte Priesterordnung.

Die dritte Ordnung ist die Oricha Okos, des Ackerbaugottes, und der Menschen, die Fetische geworden sind. Sie treiben die weiße Magie. Diejenigen, welche die schwarze Magie treiben, sind gewöhnlich nicht geduldet; daher halten sie sich verborgen und haben selbstverständlich keine besondere Abzeichen.

Weihe und Aufnahme der Fetischpriester.

Das Priesterthum der falschen Götter ist in der Familie erblich, indem ein Familienmitglied den Vater nach seinem Tode ersetzt. Andere können wohl in die Genossenschaft der Fetischpriester aufgenommen werden, müssen aber diese Ehre theuer bezahlen. Die Aufzunehmenden müssen sich einer mehrjährigen Vorbereitung unterwerfen, und sie in einem besonderen Collegium vollenden. Das Collegium Chango's war in einem Fetischhaine, nahe bei unserer Wohnung zu Porto-Novo. Jeden Morgen vor Sonnenaufgang und jeden Abend vor Sonnenuntergang konnte man die Aspirantinnen im Chore singen hören, den eine alte Fetischpriesterin leitete. Da ihnen aber unsere Nachbarschaft unbequem wurde, zog das Collegium anderswo hin.

Die Weiheceremonien eines Fetischpriesters dauern mehrere Tage. Die Hauptceremonien sind: die Manipulationen des wolligen Negerhaares, welches bei Einigen gänzlich abgeschoren, während es bei Andern nur rund um den Kopf geschoren wird, die Besprengung mit Lustralwasser, die Verleihung eines neuen Namens, neuer Gewänder u. s. w.

Neben der sogenannten Weihe gibt es auch eine Art Aufnahme. Statt der allgemeinen Befugnisse der Fetischpriester sind die Aufgenommenen nur mit dem Dienste eines einzigen Gottes, und dazu nur in seinem besonderen Wohnsitze betraut.

Die Weihe- und die Aufnahme-Ceremonien sind einander sehr ähnlich. Wir wollen hier nur die Aufnahme-Ceremonien beschreiben, die sehr wenig, je nach dem Fetisch, zu dessen Dienste der Candidat bestimmt wird, untereinander verschieden, jedoch in ihren wesentlichen Punkten dieselben sind. Der oder die Candidatin ist gewöhnlich ein Knabe oder ein Mädchen zwischen acht und fünfzehn Jahren. Da aber diese Aufnahme sehr kostspielig ist, melden sich nur sehr wenige dazu. Wenn die Mutter des Kindes Geld genug gespart hat, um das Glück zu erkaufen, ihr Kind aufgenommen zu sehen, geht sie früh am Morgen zu einem Fetischpriester, der mit einer Rotte seiner Mitbrüder in feierlicher Prozession zum Fetischhaine geht. Hier werden zum Beginne Opfer denjenigen Gottheiten dargebracht, in deren Dienst der oder die Aufzunehmende treten will. Haben nun die göttlichen Herrschaften gefrühstückt, so wird der Kopf des Neophyten geschoren, er muß sich entkleiden und in einer Brühe von genau hundertundein verschiedenen Pflanzen sich baden. Dann werden seine Lenden mit einem frischen Palmzweige umgürtet, worauf er die Fetischpriester in ihrer Prozession um den heiligen Hain begleitet. Während dieser Prozession liegen die Anwesenden, mit ihren Gesichtern der Erde zugekehrt, auf dem Boden. Wenn sie wieder in den Hain zurückgekehrt sind, wird der Neophyt mit seinen neuen Gewändern bekleidet. Nun geht die Haupt-Ceremonie vor sich, nämlich die, zu erfahren, ob der Fetisch den neuen Priester, der ihm vorgeschlagen wird, auch annehmen will, denn diese Annahme ist eine durchaus nothwendige Bedingung. Man befrägt ihn nun folgendermaßen: Der Neophyt wird auf den Fetischstuhl gesetzt, die Priester waschen seinen Kopf abermals mit der hundertundeinfachen Kräuterbrühe und rufen den Fetisch an. Diese Ceremonie wird dreimal vorgenommen. Zu gleicher Zeit springt und tanzt man um den Neophyten herum und macht mit Trommeln, Schellen und allen Arten von

Weihe und Aufnahme eines afrikanischen Fetischpriesters.

Metallscherben einen betäubenden Lärm, denn bei den Negern geschieht nichts ohne Musik, und je betäubender der Lärm ist, desto feierlicher wird das Fest.

Bei der dritten Anrufung fängt der Neophyte an, sich aufzuregen, sein ganzer Körper zittert und seine Augen fangen an, wild zu rollen; bald wird er so rasend, daß man ihn oft halten oder sogar fesseln muß, damit er sich oder Andern nichts zu Leide thut. Sofort stoßen nun alle Anwesenden den freudigen Ruf aus: Oricha o! („Es ist der Fetisch") Oricha gun o! („der Fetisch hat ihn") Endlich, nach mehreren Stunden Lärmens und Rasens, geht der Fetisch fort und der Neuaufgenommene kommt sogleich wieder zur Besinnung. Seine heftigen Wuthanfälle hören plötzlich auf, und darauf folgt eine große Ermüdung und Abspannung. Einige bleiben eine geraume Zeit so unbeweglich, als wären sie todt. Nun kochen und braten die Fetischpriester und die Anwesenden das Opferfleisch und es gibt dann im Fetischhain einen großartigen Schmaus. Wenn Alle nun sich gründlich gestärkt haben, wird der Neuaufgenommene mit Tanz und Gesang zu einer Fetischhütte geführt, wo er sieben Tage lang in der Gesellschaft des Gottes bleiben muß, dessen glücklicher Gefährte er, wie man annimmt, geworden ist. Während dieser ganzen Zeit muß er ein strenges Stillschweigen beobachten. Nach Ablauf dieser Zurückgezogenheit öffnen die Fetischpriester seinen Mund und geben ihm dadurch Erlaubniß, wieder zu sprechen; sie geben ihm einen neuen Namen und die Eltern legen Muscheln am Fuße des Fetischgötzen hin, wobei sie sagen: „Ich kaufe meinen Sohn los." Dann werden noch weitere Opfer dargebracht, und der Fetischpriester unterrichtet nun den Neuaufgenommenen, was ihm erlaubt und was ihm verboten ist.

Diese Dinge sind je nach dem Fetisch verschieden, so dürfen beispielsweise Einige kein Schaffleisch essen, Andere keinen Palmwein trinken. Endlich lehrt der Fetischpriester dem Neo-

phyten das Ceremoniale, welches beim Dienste des neuen Gottes, zu dessen Diener er von nun an geweiht ist, beobachtet werden muß, und stellt das Sinnbild des Fetisches in der Hütte des Neophyten auf. Ein auf diese Weise Aufgenommener gilt als zur Familie des Fetischpriesters gehörig, der ihn aufgenommen hat; er kann kein Mitglied dieser Familie heirathen und wenn der Fetischpriester stirbt, wird er sein Erbe.

Wenn im Augenblicke des wichtigen Versuches der Neophyte nicht von dem Fetische besessen ist, setzt man voraus, daß der Gott ihn nicht haben will, und es findet dann keine Aufnahme statt. Die heidnische Mutter eines unserer getauften Kinder, das ungefähr acht Jahre alt war, wollte es ohne Wissen des Vaters, der ein Christ war, aufgenommen haben. Das Kind wollte aber nicht darin einwilligen, und widerstand den Schmeicheleien, Drohungen und Schlägen der Mutter sowohl, wie der Fetischpriester. Letztere setzten das Kind mit Gewalt auf den geheiligten Stuhl Chango's und versuchten ihre Beschwörungen, aber Alles wollte nichts helfen, der Fetisch kam nicht, und schließlich mußte man das Kind in Ruhe lassen.

Die Fetischpriester sind weder geliebt noch geachtet, aber desto mehr gefürchtet. Ihre Person ist geheiligt; und wenn ein Laie es wagen sollte, einen Fetischpriester zu schlagen, würde er schwer bestraft. Kürzlich verlangte die Frau eines unserer Christen eine Summe Geldes zurück, die eine Fetischpriesterin ihr schuldig war. Diese wollte nicht bezahlen, ein Streit entstand und die Fetischpriesterin erhielt eine Ohrfeige. Sogleich erhob sie ein großes Geschrei, ihre Genossen, die Fetischpriester, liefen herbei, und sie erzählte ihnen von dem Sakrilegium, das an ihrer Person verübt sei. Alle fingen an zu heulen, ergriffen die arme Verbrecherin, legten sie in Ketten, schlugen sie und sperrten sie in einer Fetischhütte ein. Ihr Mann und ihre Verwandten mußten sie mit einer großen Strafsumme loskaufen.

Die höhere Klasse der Fetischpriester kann von dem Einkommen ihres Amtes leben. Die Anderen aber, von denen es eine große Zahl gibt, verdienen nicht genug mit ihren Amtsverrichtungen und müssen als Nebenverdienst verschiedene Gewerbe treiben.

Seinem Charakter gemäß ist der Fetischpriester ein verächtliches Geschöpf, falsch, träge, heuchlerisch, unkeusch und ein Hauptspitzbube. Er ist gewöhnlich sehr schmutzig, seine Kleidung ist lächerlich und zerlumpt, und Diejenigen, die Menschenblut vergießen, haben ein viehisches, wildes und abstoßendes Aeußere.

Glaube der Fetischpriester.

Die hohen oder obersten Fetischpriester haben eine geheime Religionslehre, die sehr von der unter dem Volke herrschenden Lehre verschieden ist. In diese geheime Lehre weihen sie allmählig die Priester niederen Ranges ein. Diese sind die Geheimnisse verschiedener gerichtlicher Proben, wie die Probe Oncees, die der Lagune, die Togos, und ferner die ärztlichen Rezepte, vorzüglich die der Gifte. Ich glaube, es gibt auf der ganzen Welt keine geschickteren Giftmischer. Diese Rezepte werden sorgfältig gehütet und ein beträchtlicher Theil dieser Auskunft kann nur dadurch erlangt werden, daß man das innige Vertrauen eines alten Fetischpriesters zu gewinnen versteht, vorzüglich durch Geschenke, welche nicht nur diese Freundschaft befestigen, sondern auch auf das wirksamste die Zunge lösen. Was die Götter und Göttinnen mit ihren lächerlichen Sagen betrifft, glauben die hohen Fetischpriester in keiner Weise an sie. Sie verachten die ungereimten Glaubensartikel und kindische Andachtsübungen, welche sie unter dem Volke und selbst unter den niederen Graden der Fetischpriester befördern. Von der Schöpfung haben sie nicht den mindesten Begriff und ihre Idee von Gott, obschon schwankend und dunkel, stellt

ihn dar, als den Führer und Gebieter des Weltalls. Sie glauben an Geister, und ihr Glaube wird durch ihre Anwendung von Magnetismus und Spiritualismus noch bestärkt. Trotzdem haben sie manche abergläubische Gebräuche, die nicht weniger lächerlich, als die des Volkes sind.

Die Schwarzen sind überzeugt, daß die verschiedenen Gottheiten die verschiedenen Theile des Weltalls bewohnen, regieren und bewegen, daß sie in dieselben gleichsam einverleibt sind und daß sie je nach Belieben Gutes oder Böses hervorbringen und Segen sowohl wie Fluch der Natur ausspenden können. Hieraus schließen sie, daß diese Götter anzubeten und ihnen Gelübde und Gebete darzubringen sind. Diese Verehrung, die den Fetischen dargebracht wird, ist eine absolute, denn jeder Gott wird in seinem Gebiete als eine vollkommen unabhängige Macht angesehen; in seiner eigenen Sphäre kann er thun, was ihm einfällt. So donnert Chango, wenn es ihm gefällt, und Elegba verübt ebenfalls alle Arten von Bosheiten, die ihm einfallen, ohne Jemand Anders zu fragen.

Die Fetische sind manchmal mit den Heiligen verglichen worden, welche von Katholiken als Fürbitter bei Gott angerufen werden. Dieser Vergleich mag manchem Protestanten als richtig erscheinen, er beweist aber eine gänzliche Unkenntniß der Sache. Nirgends findet man unter den Schwarzen ein einziges Beispiel einer Verehrung, die einem höheren Wesen untergeordnet ist. Sie haben auch nicht den entferntesten Begriff davon.

Die Schwarzen beten nicht nur die Fetische in den physischen Gegenständen an, welche sie von jenen bewohnt und belebt annehmen, wie das Meer, die Ströme, die Lagunen, die Thiere und die Bäume, sondern sie beten sie auch in den Bildsäulen und Sinnbildern an, welche sie vorstellen, und die ihnen geheiligt sind. Sie glauben, daß die Fetischpriester die Gewalt besitzen, innig die Götter und Genien mit den materiellen

Gegenständen zu vereinigen, und wenn diese Gegenstände einmal durch religiöse Ceremonien eingeweiht sind, werden sie wie von den Göttern beseelte Körper, mit Leben und mit hinreichender Gewalt, die Zukunft vorherzusagen, Krankheiten zu verursachen, die Leidenschaften zu erregen, kurz Gutes oder Böses zu thun, je nach dem Willen und der Laune Derjenigen, die sie anrufen.

Wie man sieht, ist dieses weit entfernt von der Verehrung, welche Bildern der Heiligen bezeugt wird, denn Katholiken denken nicht daran, thierische Materie oder überhaupt geschaffene Dinge anzubeten. Die Schwarzen beten nicht den Stein, den Baum, oder den Fluß an, sondern den Geist, von dem sie glauben, daß er in diesen Dingen wohnt. Während des ersten Jahres meines Aufenthaltes an der Sklavenküste, starb unser Nachbar, der hohe Fetischpriester des Donners, und alle seine Fetische wurden wie ebensoviel nutzloser Plunder aus dem Hause geworfen. Ich fragte die Neger, warum sie ihre Götter so behandelten, sie aber sagten mir, die Götter seien nicht länger in den Fetischen. Ich fragte nun, ob die Götter nicht in der Familie bleiben würden, unter der Obhut einer der Söhne des Verstorbenen, sie aber antworteten, daß die Götter mit ihrem Diener, dem Könige, Abschied genommen hätten. Daher wurden alle Bildsäulen und Sinnbilder der Götter, von nun an als unbrauchbar, fortgeworfen.

Götzenbilder.

Die Bildsäulen und Sinnbilder sind, je nach den Gottheiten, die sie darstellen, Bildsäulen von Ungeheuern, lächerliche Mißgestalten, Bildnisse von Vögeln, Reptilien und anderen Thieren; und diese Bildnisse, oft schändlich und abscheulich, sind in Jedermanns Hand, in allen Tempeln, Häusern und öffentlichen Plätzen sowohl, als auch an allen Wegen. Das unschickliche Bildniß Elegbas kann vor jeder Hausthüre gesehen werden.

Tempel.

Eine kleine Höhle, meistens von runder Gestalt, selten viereckig, aus Töpferthon gebaut, mit einem Strohdache obenauf, inwendig mit der Farbe des Gottes bemalt, dem sie gewidmet ist, sehr enge und so niedrig, daß der Fetischpriester sich sehr tief bücken muß, wenn er hineingehen will; das ist der Fetischtempel. Hanswurstartige Bildsäulen und andere Sinnbilder des Gottes, mit Schüsseln und irdenen Töpfen, um die Trankopfer und Gaben aufzunehmen; alles Dieses, abscheulich mit Palmöl, Blut und Hühnerfedern beschmiert, bilden ein nichts weniger als angenehmes Durcheinander für das Auge und sind noch unangenehmer für den Geruchssinn, aber in jeder Beziehung passend für die Ceremonien der zerlumpten Fetischpriester und der erbärmlichen Fetische. Welch' einen Gegensatz bilden diese unsauberen kleinen Hütten zu den langen breiten Alleen, von stattlichen Bäumen beschattet, die gewöhnlich zu ihnen hinführen!

Außer diesen öffentlichen Tempeln haben die meisten Neger noch bei ihren Wohnungen ihre Fetischhütten, die manchmal sehr reinlich gehalten werden, in denen man aber immer den nämlichen Styl von Götzenbildern findet, die nach dem häßlichsten Negertypus geformt sind, mit dicken Lippen, flachen Nasen, zurückliegendem Kinn, in der That rechte alte Affengesichter.

Haine.

Außer den Tempeln, mit ihren schönen schattigen Plätzen, haben die Schwarzen dem Dienste der falschen Götter noch reizende Haine außerhalb der Stadt gewidmet. Hierhin gehen Alle in Prozession und erlustigen sich im Freien, unter dem kühlen Schatten schlanker Bäume, deren dichtes Laub die glühenden Strahlen der tropischen Sonne abhält, mit Tanzen

und Springen. Mitten im heiligen Haine, umgeben von dichtem Grün, erheben mehrere Bombaxbäume ihre mächtigen Stämme und wachsen ungeheuer hoch, gleich stattlichen Riesen, die ihre schweren Aeste, mit dichtem Laube bedeckt, wie einen großartigen Schirm ausbreiten. In der Mitte des Haines sind mehrere Fetischhütten. Ein Gürtel dorniger Bäume umgibt den ganzen Hain, und umhergestreute Blätter von der Palme Ifas zeigen an, daß der Platz den Laien verboten ist.

Talismane.

Die Schwarzen tragen, theils als Schmuck, theils als Fetischdinge, Halsbänder, Armspangen und Ringe, deren Farbe den Gott bezeichnet, dem sie gewidmet sind. Auch haben sie, entweder bei sich, oder zu Hause, Amulette oder Talismane, die sie „Medizinen" nennen. Ein Stück Holz, ein Blatt, eine Glasperle, ein Zahn, eine Klaue, ein Knochen, Vogelfedern, alles dieses ist zu Amuletten gut genug; und die Schwarzen haben großes Vertrauen in diese Sachen, die sie von den Fetischpriestern bekommen, aber bei Leibe nicht umsonst. Ein alter Fetischpriester an der Sklavenküste prahlte mit der Macht eines Talisman seiner eigenen Erfindung und sagte, daß, durch diese Medizin gestärkt, er nichts fürchte, weder Kugel, Säbel oder Messer. Als ich ihn über sein Wundermittel in Gegenwart der anwesenden Neger auslachte, forderte er mich auf, nur zu versuchen, ob ich ihm irgend etwas anhaben könne. Ich schickte ihn hin, seinen Talisman zu holen, und bald darauf kam er zurück, gefolgt von einem Haufen Neger, die neugierig herbei eilten, um den Ausgang der Streitfrage zwischen dem weißen und dem schwarzen Priester zu sehen. Der Bruder Doktor brachte seine Lanzette, der Fetischpriester, mit seiner famosen Medizin im Munde, kam mit prahlerischen Schritten heran und hielt ohne Zagen seinen Arm dem Bruder

hin, der mit einem leichten Streiche seines Messers einen kleinen Einschnitt machte. Als er sein Blut sah, stand der arme Fetischpriester wie angeleimt still, und sein häßliches Gesicht, das nicht erröthen konnte, schnitt gräuliche Fratzen. Alle anwesenden Neger brachen in ein lautes Gelächter aus, und überhäuften den armen Fetischpriester mit Spott und Hohn, der in der größten Verlegenheit mit dem Bruder zur Apotheke eilte, um seine Wunde verbinden zu lassen. Als er zurück kam, hatte er schon seine Unverschämtheit wieder erlangt, und war keineswegs um eine Ausflucht verlegen. Diese Medizin, die nur für die Schwarzen gemacht sei, sagte er, helfe nichts gegen die Weißen. Ich rief sogleich einen Neger herbei und befahl ihm, den alten Hexenmeister am andern Arme zur Ader zu lassen. Diesmal wartete er den Versuch nicht ab, sondern lief davon, gefolgt vom Hohngeschrei der Zuschauer.

Manchmal kann man Waaren an den belebtesten Straßen ausgestellt sehen, mit einem Zeichen, das deren Preis angibt; so z. B. ein Korb mit Bananen, auf die eine Anzahl Muscheln gelegt ist, um den Preis einer Banane anzugeben. Der Verkäufer läßt seine Waaren da in vollster Sicherheit, denn er hat die Vorsicht gebraucht, neben seinen Waaren ein Fetischding zu legen, um sie zu hüten. Kein Neger würde es wagen, diese Waaren wegzunehmen, ohne die Verkaufssumme an ihre Stelle hinzulegen, denn thäte er dieses, so würde er sich den schrecklichsten Götterflüchen aussetzen. Diese Sitte ist für Käufer sowohl als Verkäufer höchst vortheilhaft.

Zwischen den Talismanen oder Amuletten und den geheiligten Thieren oder Bäumen, ist ein großer Unterschied. Letztere werden für besessen, d. h. für den Wohnort eines Geistes gehalten, während die Talismane Gegenstände sind, denen die Götter eine besondere Kraft verliehen haben, welche darauf dem Talisman innewohnt, und von selbst die Wirkung hervorbringt, wie z. B. Branntwein Trunkenheit verursacht. Die

Fetischpriester schreiben sich die Kunst zu, diese Talismane verfertigen zu können, und ziehen großen Gewinn daraus. Obschon diese Artikel sehr oft die gewünschte Wirkung versagen, haben die Schwarzen dennoch großes Vertrauen in ihnen und haben für die Unwirksamkeit des Talismans immer eine Entschuldigung bei der Hand.

Der Megan, der große Vollstrecker wichtiger Dinge, und erster Minister von Porto-Novo, hat eine Anzahl Talismane einer andern Art vorräthig. Die Wände seines Hauses sind gänzlich mit menschlichen Kinnbacken bedeckt, um ihn gegen Geister zu schützen. Jedesmal, wenn er einen Verbrecher hinrichtet, behält der alte Scharfrichter dessen Kinnbacken, den er in seinem Hause aufhängt. Ohne diese Vorsichtsmaßregel würde der Schlaf dieses gerechten Mannes durch die Erscheinung der Todten beunruhigt werden, die sonst weinend und heulend herankommen und an seine Hausthür klopfen würden.

Ceremonien des Götzendienstes.

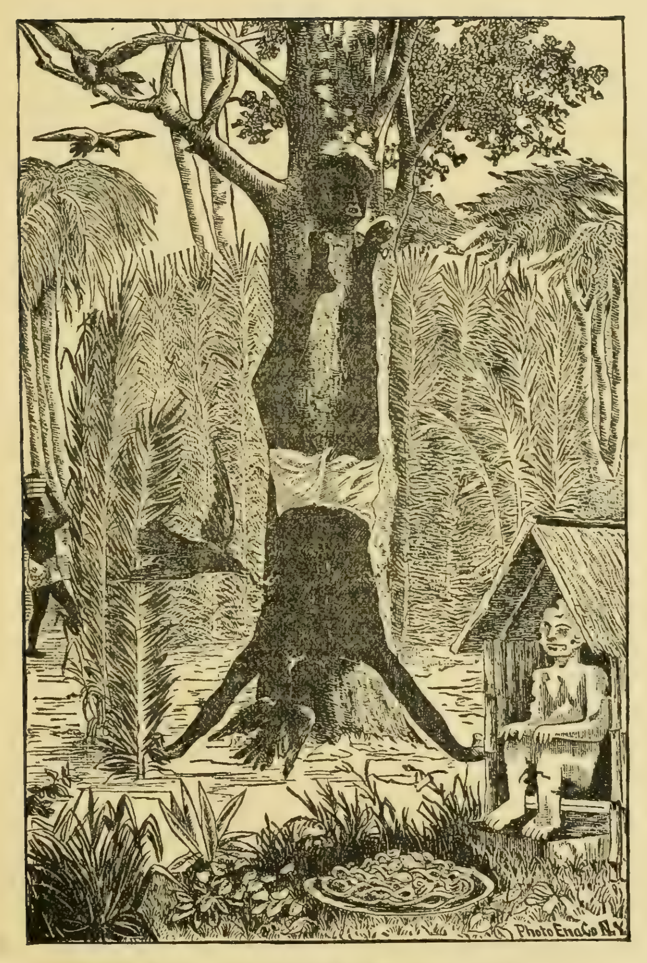
Der wesentlichste Theil des Götzendienstes sind die Opfer. Bei jeder, selbst der unbedeutendsten Gelegenheit, geschieht nichts, ohne die Götter durch Abschlachten von Opfern zu befragen. Die Fetischhütte wird alle fünf Tage ausgekehrt und ein Vorrath frischen Wassers nebst Lebensmitteln, die jedesmal mit Palmöl besprengt sind, werden vor das Götzenbild hingestellt. Aehnliche mehr oder weniger freigiebige Opfer werden jeden Tag erneuert, je nach der Andacht des Negers, der sich bei dem Fetisch einschmeicheln will. Bei feierlichen Gelegenheiten wird der Fetischpriester um Rath gefragt und ist er es, der das Opfer leitet. Er bezeichnet das Opferthier, welches für den Fetisch rein sein muß, denn jeder Fetisch hat seine reinen und unreinen Thiere. Während die Schwarzen hinknieen, bringt er folgendermaßen dem Götzenbilde den Wunsch des Bittenden dar: „Siehe hier das Opfer, welches man dir darbringt;

erhöre ihr Gebet, möge der Friede mit ihnen sein ꝛc." Um so beredter der Fetischpriester sich zeigt, um so süßer, wie die Neger sagen, seine Zunge ist, desto größere Kundschaft hat er. Darauf schlachtet er das Opferthier und sprengt ein wenig Blut über das Götzenbild. Der Kopf und die Eingeweide werden in eine irdene Schüssel gethan, die man gerade vor der Fetisch=hütte hinstellt, wobei ein unbeschreiblicher Höllenlärm gemacht wird. Die Fetischpriesterinnen springen unter der Leitung einiger Fetischpriester wie eine Bande von Furien umher und führen um die Musiker einen ebenso schamlosen wie lächerlichen Tanz auf. Von Zeit zu Zeit erneuern sie die Aufregung durch reichliches Branntweintrinken, und Singen und Tanzen folgen in einer krampfhaften Raserei aufeinander, von der man sich gar keinen Begriff machen kann. Die Schwarzen kommen haufenweise herbei, und drängen sich um die Musiker und Tän=zerinnen. Selbst Kinder tanzen mit großem Entzücken.

Nach einem Tage und einer Nacht dieses Tumultes rasender Narrheit, hören Alle auf, um zu ruhen und zu schlafen. Wenn eine Zeitlang an einem Platze getanzt ist, geht es zu einem andern, wo man von Neuem anfängt; und dieses dauert vier, sechs und neun Tage, manchmal sogar noch länger. Man begeht verschiedene derartige Feste während des Jahres, das Hauptfest aber, Odun (das Jahr) genannt, wird ungefähr am 1. October gefeiert.

Menschenopfer.

Ugun, der schreckliche Kriegsgott, ist mit dem Blute von Thie=ren nicht zufrieden, sondern, gleich dem gefürchteten Elegba muß auch er mit Menschenblut befriedigt werden. In Zeiten des Krieges und öffentlichen Unglückes können nur Menschen=opfer die erzürnten Götter besänftigen. Diese Menschenopfer werden gewöhnlich des Nachts vorgenommen. Niemand darf dann das Haus verlassen. „Die Nacht ist böse", sagen dann



Ein Menschenopfer für den Kriegsgott Ugun.

die Schwarzen. Trommelschlag und das schauerliche Geheul der Fetischpriester sind die einzigen Zeichen, daß Menschenblut vor den Götzenbildern vergossen wird. Das Opfer wird geknebelt und sein Kopf in einer solchen Weise abgeschnitten, daß sein Blut das Götzenbild ganz bespritzt, darauf wird der Rumpf über die Erde geschleift, und in einen Graben oder in das Gebüsch geworfen. Ehe dieses aber geschieht, schneiden die Fetischpriester die Brust auf und nehmen das Herz heraus, welches sie aufbewahren und trocknen, um sowohl Talismane daraus zu machen, als auch in Kriegszeiten den Kriegern Muth durch dasselbe einzuflößen. Dieses getrocknete Menschenherz wird nämlich zu Pulver gestampft und Letzteres mit Branntwein vermischt, von denen jeder Anführer seinen Leuten eine gehörige Ration gibt.

Wenn der Lagune oder dem Meere ein Menschenopfer dargebracht werden soll, wird die Leiche in das Wasser geworfen. Für die bösen Geister von der Art Elegbas wird der Leib aufgeschnitten, die Eingeweide vor das Götzenbild gestellt, und die Leiche darauf vor dem Fetisch aufgehangen, wo man sie verfaulen und in Stücke zerfallen läßt. Ich habe oft derartige Leichen am Wege hängen gesehen, die mich zwangen, einen Umweg zu machen, um dem unausstehlichen Gestank, den sie aushauchten, zu entgehen. Diese Menschenopfer werden aus verschiedenen Ursachen dargebracht. So fühlte sich einst, um ein Beispiel zu geben, ein Fürst des Waldes unwohl und befragte Ifa. Die Antwort war, die Krankheit komme von einem erzürnten Geiste. Nochmals befragt, gab Ifa zur Antwort, daß die Krankheit nicht aufhören würde, bis man dem Geiste ein Menschenopfer dargebracht hätte, und das Opfer wurde geschlachtet. Ein anderer Fürst, der das Königreich Porto-Novo bekriegte, und wahrnahm, daß alle seine Soldaten den Muth verloren, wandte sich an seine Fetische, die ihm ein mächtiges Zauber-

mittel anempfahlen. Um dieses Mittel zu verfertigen, wurde ein kleines Kind geraubt, während dessen Mutter, eine junge Sklavin, gerade fortgegangen war, um Wasser zu holen. Das Kind wurde lebendig in einen Mörser geworfen, und zu Tode gestampft, und die Fetischpriester machten aus dieser breiartigen blutigen Masse Zaubermittel für den Fürsten und seine Soldaten.

Geburten.

Bei der Geburt eines Kindes pflegt eine Fetischpriesterin die Mutter und den Säugling. Am neunten Tage für einen Knaben, und am siebenten für ein Mädchen, wird ein Fetischpriester Ifas gerufen, der seinem Gotte und dem guten Genius des Kinderkopfes zu Ehren ein Huhn und einen Hahn schlachtet. Die Eingeweide dieser Vögel werden mit Palmöl besprengt und, wie gewöhnlich, dem Elegba gebracht, um ihn zu verhindern, die Ceremonien durch sein Kommen zu stören. Ist dieses geschehen, dann nimmt man frisches Wasser, stellt es vor die Fetische und erneuert es alle fünf Tage. Das abgestandene Wasser wird dann auf das Dach der Hütte geworfen, und die Mutter kommt mit ihrem Kinde auf dem Arme heraus, und geht dreimal unter das vom Dache tröpfelnde Wasser her.

Darauf weiht der Fetischpriester Lustralwasser, welches er mit Schnecken und Pflanzenbutter zubereitet. Wenn die Umstände der Geburt nicht den Fetisch andeuten, der das Kind in seinen Schutz genommen hat, als es auf die Welt kam, befragt man Ifa, der es bekannt macht. Darauf wäscht der Fetischpriester die Stirn des Kindes mit Lustralwasser, und wiederholt dabei dreimal den Namen, den ihm seine Eltern beilegen wollen; darauf macht er, daß die Füße des Kindes die Erde berühren.

Die Hütte wird ferner ausgekehrt und gereinigt, Feuer und Asche werden fortgenommen, und wenn Alles dieses gethan ist,

wird ein neues Feuer angezündet. Ein Opfer zu Ifa, dem ein Fest folgt, beendet die Ceremonie.

Vierzig Tage nachher scheert sich die Mutter das Haupt, macht ihre Toilette, und besucht die Fetischpriesterin, die sie gepflegt hat, mit der sie zugleich ein kleines Opfer dem Fetisch des Kindes darbringt. Darauf besucht sie ihre Verwandten, und nach Ablauf dieses Tages geht sie ihren gewöhnlichen Geschäften nach.

Heirathen.

Ehe man heirathet, ist das Erste, was man thut, daß man Ifa befragt, um zu wissen, ob die Heirath stattfinden darf und die Ehe eine glückliche sein wird. Fällt die Antwort bejahend aus, dann wird die Hochzeit beschlossen. Am festgesetzten Tage wird dem Ifa abermals ein Opfer dargebracht und die beiden Brautleute essen beim Hochzeitsmahle die Speisen, die man dem Götzenbilde geopfert hat. Man ißt, trinkt und vergnügt sich bis Mitternacht. Darauf wird die Braut von ihren Gefährtinnen in die Brautkammer geführt, wohin ihr schwarzer Gemahl ihr bald folgt, und Alle ziehen sich zurück.

Wenn die Braut ihres schwarzen Gatten nicht würdig befunden ist, wird sie bestraft und fortgeschickt; ihr Mann muß dann aber ihre Mitgift und die Geschenke wenigstens so lange wieder abgeben, bis die ganze Sache ausgeglichen werden kann. Wenn anderseits sie ihrem Manne gefällt, wird die Mutter beglückwünscht, und erhält ein Geschenk von weißen Porzellan-Muscheln. Endlich schenken die alten Weiber der Braut eine Anzahl Küchengeschirre. Darauf erklärt die Mutter ihrem Schwiegersohne den Charakter ihrer Tochter, wann und bei welcher Gelegenheit er sie ermahnen muß, und im Allgemeinen, wie er sie zu behandeln hat.

Begräbnisse.

Sobald ein Neger stirbt, eilen die alten und jungen Weiber aus dem Sterbezimmer in den Hof und stoßen ein kreischendes Wehegeschrei und ohrenzerreißende Klagelaute aus. Einige, mit ihren Händen über den Kopf gefaltet, weinen, heulen und stampfen mit den Füßen; Andere rennen von einer Seite auf die andere, bleiben plötzlich stehen, pressen ihre Hände auf den Kopf und fangen abermals an, krampfhaft umherzuspringen, in der That, die heftigste Verzweiflung zu äußern. Die Nachbarn eilen herbei, um die Ursache alles dieses Lärmens zu vernehmen, wodurch das Getümmel noch zunimmt und die Klagen verdoppelt werden. Die Weiber sind untröstlich; sie wünschen zu sterben, Einige werfen sich auf den Boden hin, Andere stellen sich, als wollten sie ihre Köpfe gegen die Wand zerbrechen. Die Nachbarn halten sie zurück und thun ihr Möglichstes, sie zu trösten, aber umsonst. Die Kinder, über allen diesen Spektakel, den sie nicht begreifen können, verwirrt, fangen auf den Rücken der Negerinnen, die mit ihnen, als wären sie wahnsinnig, hin- und herlaufen, ebenfalls zu heulen an.

Nach diesem ersten Ausbruche kommt ein Augenblick der Ruhe. Die Leidtragenden erzählen den Nachbarn, wie der Verstorbene starb, daß sie nie vermutheten, es gehe mit ihm so schnell zu Ende, daß sie Alles gethan hätten, um ein so großes Unglück zu verhüten u. s. w.

Dann gehen sie hin, den Verwandten den Todesfall mitzutheilen, welche sich beeilen, mit den Nachbarn zurückzukehren, und die eben beschriebene Scene wiederholt sich; erneuertes Lärmen und Seufzen, frische Thränenbäche, wiederholtes Geheul. Die Verwandten enden damit, Alle zu trösten, schicken die Weiber allein in ein Zimmer, wo sie sich ausruhen, nach Herzenslust den Verstorbenen beweinen, und darauf für seine Kinder sorgen können.

Der älteste Sohn berathschlagt mit den Weibern über das Begräbniß und mit welcher Feierlichkeit es stattfinden soll. Er schickt nach einem Priester Ifas, einen Babalawo, der, nachdem er Tauben und Hühner geopfert hat, seinen Fetisch befragt, um zu erfahren, ob es nöthig ist, die Götter zu versöhnen und die bösen Geister, oder andere Gefahren, die den Verstorbenen oder seine Familie bedrohen könnten, abzuhalten. Wenn Ifa bejahend antwortet, opfert der Fetischpriester einen Ziegenbock, dessen Magen er öffnet, mit Palmöl besprengt, alles in einen Korb oder in ein zerbrochenes Geschirr legt, und es außerhalb der Stadt hinstellt, an einem Platze, wo drei Wege sich kreuzen, so daß die bösen Geister und andere Kobolde irgend einen Weg nehmen können, der ihnen zur Flucht passen mag

Darauf weiht der Babalawo Lustralwasser in einem irdenen Topfe, indem er das Wasser mit dem Schleime großer Schnecken vermischt; er besprengt die Todtenkammer und die Anwesenden, und braucht hierzu einen Fetischpalmzweig, wobei er den Verstorbenen bittet, sachte und ruhig fortzugehen und sagt dabei: „Möge Gott Dir den rechten Weg zeigen, mögest Du nichts Böses im Wege finden," und andere Gebete.

Während einige der Verwandten die Hühner, Schnecken und andere Speisen kochen, kleiden andere den Todten an.

Zuerst wird er von Kopf zu Fuß mit einer Brühe von wohlriechenden Pflanzen gebadet und darauf mit Branntwein, wenn der Verstorbene reich genug ist, es bestreiten zu können. Sein Haar wird abgeschoren, in weißes Tuch gebunden, und hinter dem Hause begraben. Darauf wird er mit einer Chokote, einer Art kurzer Hosen, welche die Schwarzen gewöhnlich tragen, bekleidet, der Kopf wird mit einer Mütze bedeckt, die Hände werden ihm auf die Brust gelegt, die Daumen sowohl, wie die großen Zehen, werden zusammengebunden; darauf wird er mit Halsbändern, Armspangen und Ringen geschmückt.

Ist es die Leiche einer Frau, so wird sie mit einem röthlichen

Pulver geschminkt, das aus farbigem Holze gemacht, und mit Pflanzenbutter und anderen starkriechenden Stoffen vermischt wird.

Darauf wird die Leiche mit einer großen Menge von Tüchern bewickelt, von denen jeder Verwandte eins zu diesem Zwecke mitgebracht hat, so daß oft sogar vierzig Tücher vorhanden sind.

Nun wird die Leiche, die wie ein großes Bündel aussieht, auf einer Begräbnißmatte, vor der Thür der Todtenkammer ausgestellt und muß drei Tage so bleiben. Die Töchter oder Schwestern des Todten setzen sich mit Fächern zu beiden Seiten des Verstorbenen hin, um die Fliegen abzuhalten.

Während dieser Zeit wird ein Grab in dem Fußboden der Hütte gegraben. Es ist ein tiefes Loch, mit einer höhlenförmigen unterirdischen Ausbiegung, sodaß der Kopf des Todten nach dem Begräbnisse außerhalb der Wand, unter der Veranda und die Füße innerhalb der Hütte zu liegen kommen. Ein Sarg wird ebenfalls aus rohen, von einheimischem Holze gesägten Brettern gemacht.

Unterdessen werden die Lebenden keineswegs vergessen. Ein Begräbniß ist ein großes Fest, bei dem man vor Allem die Trauer übertäuben muß. Daher werden die Abende mit Essen, Trinken und Singen für den Todten zugebracht. Trommeln und andere Instrumente werden gerührt und Flintenschüsse abgefeuert; dieses ist der amtliche Theil des Begräbnisses. Reichlicher Zuspruch von mit Palmwein und Rum gefüllten Kürbisflaschen halten die Begeisterung aufrecht.

Zu Anfange des Festes werden die Wittwen und Tröster des Verstorbenen in ein benachbartes Zimmer geführt, wo sie drei Tage bleiben müssen. Ihr Weinen, Heulen und Kreischen vermischt sich mit dem Lärm der Trommeln, Flintenschüsse und Gesänge, endlich gehen die Verwandten, durch Essen und Trinken reichlich gestärkt, hin, um sie zu trösten, und bitten sie, zu

essen. Erst weigern sie sich: „Wie können wir essen, da unser Geliebter nicht mehr bei uns weilt? Nein, wir wollen mit ihm sterben, uns ist an Essen und Trinken nichts mehr gelegen.“ Die Verwandten bitten und flehen, bis die Hinterbliebenen sich endlich überreden lassen, Etwas zu nehmen, um ihr elendes Dasein zu fristen. Angesichts der Kürbisschalen, gefüllt mit reichlich gewürzten und mit Palmöl besprengten Speisen, vergeht ihre Traurigkeit ein wenig; dazu werden ihnen auch heimlich Flaschen voll Palmwein und Rum zugesteckt. Dem ältesten Sohne ist es am Meisten daran gelegen, mit diesen Weibern gut zu stehen, denn, einer abscheulichen Sitte gemäß, werden nach dem Tode des Vaters die hinterbliebenen Weiber unter die Söhne vertheilt; keiner darf jedoch seine eigene Mutter nehmen.

Die Nacht und die zwei folgenden Tage werden mit Schmausen und Trinken zugebracht, natürlich mit Pausen, um sich auszuruhen. Jeden Tag, des Morgens, des Mittags und des Abends, hört man das Klagegeschrei der Weiber, welche die nämliche Art von Trost verlangen. Am dritten Tage, nach einer reichlichen Mahlzeit, nimmt ein Haufe Neger die Bahre, auf welcher die Leiche, die nun abermals mit einem schönen Tuche bedeckt wird, ruht, auf ihre Köpfe und läuft mit ihr durch die Stadt, während Andere kleine Muscheln unter den nachfolgenden Haufen werfen, dessen Mitglieder natürlich sich darum raufen. Die Träger hüpfen, springen und verüben tausenderlei Tollheiten, während sie ein Loblied des Verstorbenen singen und seinen Reichthum preisen.

Des Abends kommen sie zurück und beginnen nun mit dem eigentlichen Begräbniß. Die Leiche wird in den Sarg gelegt, nebst Muscheln, Branntwein und anderen Dingen. Heimlich nimmt man nun die Tücher weg, und jeder Verwandte bekommt sein mitgebrachtes Tuch wieder, welches er sorgfältig verbirgt. Dann wird der Sarg in das Grab gesenkt und mit Matten

bedeckt, damit die Erde ihn nicht berühre, und mit dem Blute eines Ziegenbockes besprengt, der auf dem Grabe als Sühnopfer dargebracht wird. Darauf werfen die Neger Muscheln und Hände voll Erde in das Grab und nehmen Abschied von dem Todten, indem sie sagen: „Glückliche Reise. Möge Gott Dich in Frieden ankommen lassen. Mögest Du Dich weder rechts noch links verirren"! Alle wetteifern, die meisten Grüße sagen zu können.

In einigen Orten läßt man das Kopfende des Grabes offen und nimmt nachher den Kopf der Leiche fort, um ihn in einer Fetischhütte aufzustellen und Opfer vor ihm darzubringen.

Ist nun das Grab ganz zugeworfen, dann fängt das Fressen und Saufen wieder an, und dauert die ganze Nacht bis zum nächsten Morgen. Nachdem man bis zum Mittage geschlafen hat, läuft die Negerbande nochmals durch die Stadt, als ob man den Todten suchen wollte. Ein Chor singt: Baba wa l'a nwa, awa a rii. („Wir suchen den Vater und finden ihn nicht".) Die Anderen antworten: O re ile; o re ile re. („Er ist in sein Haus gegangen, er ist in seine Heimat gekommen.")

Das Fest und der Lärm dauert bis zum Abende des nächsten Tages. Dann werden die Knochen der geschlachteten und verspeisten Opferthiere gesammelt und an der Mauer über dem Grabe aufgehangen. Je mehr Knochen es gibt, desto feierlicher ist das Begräbniß. Eine mit Flinten bewaffnete Rotte von Negern geht aus, gefolgt von andern Schwarzen, welche die Matte, die Kürbisflasche, die Muscheln, den Branntwein und andere Schätze des Verstorbenen tragen; Alles dieses wird durch Flintenschüsse zerschmettert und darauf in einem Fetischhaine außerhalb der Stadt verbrannt, um dem Todten anzuzeigen, daß er auf ewig Abschied nehmen muß, denn es gibt Nichts mehr für ihn auf dieser Welt zu suchen.

Während Dessen schlachten die jungen Leute eine Henne,

deren Federn sie im Vorbeigehen umherstreuen, dann kochen und essen sie dieselbe an der Wegesseite, nicht weit vom Haine. Dieses nennt man Adie Irana („die Henne, welche den Weg kauft.") Man glaubt, daß sie dem Todten auf seiner Reise vorausgeht, um ihm den Weg zu zeigen.

Bei seiner Ankunft an der Pforte der andern Welt bezahlt er, um zu passiren, und gelangt so glücklich in das Land der Todten, welches Orun rere genannt wird.

Während des Begräbnisses waschen und kämmen die nächsten Angehörigen des Verstorbenen sich nicht, zum Zeichen der Trauer. Am letzten Tage scheeren sie ihr Haupt, und besuchen die Verwandten und Freunde, welche gekommen waren, um sie zu trösten; darauf dauert die Trauerzeit noch drei bis zwölf Monate, je nach der Ortschaft, und besteht bei den Schwarzen darin, daß sie ihr wolliges Haar nicht kämmen.

Von Zeit zu Zeit bringen die Schwarzen Trank- und Speisopfer auf dem Grabe des Verstorbenen dar. Man schlachtet Opferthiere, um dadurch die Todten bei den wichtigsten Gelegenheiten um Rath zu fragen.

Ihr Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an den Verkehr, den die Todten mit den Lebenden haben können, ergibt sich aus den soeben von uns beschriebenen Ceremonien; und die Geschichten, die sie des Abends erzählen, wenn sie, vor ihren Hütten im Mondlichte auf ihren Matten sitzend, sich in der frischen Abendluft erquicken, beweisen ebenfalls diesen Glauben.

Der Glaube der Neger an den Einfluß der Todten, geht aus folgender Erzählung hervor:

Eines Tages gab eine Negerin einer andern Negerin ein Corallenhalsband in Gegenwart von Zeugen zur Aufbewahrung. Darauf ging sie eine ziemliche Strecke weit fort an das Seeufer, um Salz zu holen, welches dort die Küstenbewohner gewinnen, indem sie das Salzwasser erst in einem irdenen

Topfe in der Sonne verdunsten, und die zurückgebliebene Salzlauge später am Feuer kochen lassen. Die Frau, welche das Halsband erhalten hatte, verbarg es sorgfältig in ein Loch, welches sie in die Wand ihrer Hütte gemacht und dann so geschickt wieder zugemauert hatte, daß man unmöglich entdecken konnte, wo das Loch gemacht war. Nun geschah es, daß sie plötzlich starb, ohne vorher ihren beiden Söhnen das Versteck mittheilen zu können. Nachdem diese ihrer Mutter die letzte Ehre erwiesen hatten, suchten sie überall das Halsband, konnten es aber nirgends finden.

Die Negerin, welche der Verstorbenen das Halsband zum Aufheben gegeben hatte, kehrte von ihrer Reise zurück und verlangte es wieder. Die beiden Söhne erzählten ihr den ganzen Thatbestand, aber sie wollte ihnen nicht glauben und beschuldigte sie vor dem Könige des Diebstahls, der, nachdem die Angeschuldigten ihm ebenfalls den Thatbestand erzählt hatten, ihnen ebenfalls nicht glauben wollte. Der jüngste Sohn wurde in das Gefängniß geworfen und das Haus sollte mit Beschlag belegt werden, wenn nach elf Tagen das Halsband nicht zurückgegeben war.

Der älteste Sohn, der nicht wußte, was er thun sollte, wandte sich an den Hohenpriester Ifa's und bat ihn um seinen Beistand. Von dem Kummer des jungen Mannes gerührt, befragte der Fetischpriester den Ifa, der antwortete, daß er zum Lande der Todten gehen und seine Mutter fragen müsse, wo sie das Halsband hingethan habe. „Der junge Mann," sagte er, „soll diesen Abend ein schwarzes Schaf den Todten im heiligen Haine, außerhalb der Stadtmauern zum Opfer bringen; dann soll er seine Augen mit Lustralwasser waschen und dem ersten Todten folgen, den er vorbeigehen sieht, worauf er auf den Weg zu den Todten gelangen wird. Wenn er das Eintrittsgeld bezahlt, wird der Thürhüter ihn eintreten lassen. Er muß sich aber in Acht nehmen, die Todten anzurühren, denn thut er

dieses, wird er das Land der Lebenden niemals wiedersehen. Kommt er nun in den heiligen Hain zurück, muß er seine Augen nochmal mit Lustralwasser waschen, und den Göttern, die ihm erlaubt haben, ohne zu sterben das Land der Todten zu besuchen, ein Opfer bringen."

Der junge Mann that Alles, was ihm gesagt wurde, und gelangte glücklich an's Ziel seiner Reise. Die erste Person, die er antraf, war seine Mutter. Sie ging traurig zu einer Quelle, die anderen Todten saßen hier und da herum, oder gingen still einher. Als er nun seine Mutter sah, rief er:

„Iya" (Mutter).

Sie hob ihren Kopf empor, erkannte ihn und kam auf ihn zu.

„Was! Bist Du es, mein Sohn? Warum bist Du in das Todtenreich hinabgestiegen?"

„Mein Bruder liegt in Ketten und unser Haus soll verkauft werden, wenn das Halsband unserer Nachbarin ihr nicht wiedergegeben wird. Der große Ifa erlaubte mir, unter die Todten zu gehen und Dich zu fragen, wo Du es hingelegt hast."

Die Mutter sagte ihm, wo es versteckt war. Da nun der junge Mann seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt sah, vergaß er die Warnung Ifa's und wollte seiner Mutter zu Füßen fallen. Sie aber trat zurück.

„Rühr mich nicht an, mein Sohn, sonst wird Dir für immer der Weg zu den Lebenden versperrt sein. Kehre zurück und befreie Deinen Bruder. Bringe Deiner Mutter Opfer dar, und mache ihr Geschenke, denn in diesem Orte braucht sie dieselben sehr."

Darauf verschwand sie.

Der junge Mann kehrte zurück, ging in den heiligen Hain und brachte Ifa die versprochenen Opfergaben. Er fand das Halsband und wurde in der ganzen Stadt festlich empfangen.

Er vergaß auch seine Mutter nicht. Jeden Tag goß er frisches Wasser auf ihr Grab und von Zeit zu Zeit machte er ihr Geschenke und brachte Opfer dar.

Die Schwarzen glauben, daß die Gefilde der Todten denjenigen, in denen wir leben, ziemlich ähnlich, jedoch viel trauriger sind. Die Todten haben im andern Leben den nämlichen Beruf, den sie in diesem Leben hatten. Wer hier König war, ist es auch im Jenseits, und die Sklaven bleiben auch dort, was sie waren. Sie haben die nämlichen Freuden, Gewohnheiten und Bedürfnisse, wie in diesem Leben. Die Könige, Häuptlinge und reichen Leute müssen im Jenseits ein Gefolge von Weibern und Sklaven haben, um ihre Standesehre aufrecht zu erhalten und sich die ihrem Range gebührende Bedienung zu versichern.

Nach langen Pausen werden Boten abgesandt, um die Todten von dem, was hier auf Erden geschieht, zu benachrichtigen, sie für das Wohl des Vaterlandes zu begeistern, und ihren Rath bei wichtigen Gelegenheiten einzuholen.

Sie erzürnen sich über die Lebenden, wenn diese ihren Wünschen und Bedürfnissen nicht reichlich, Jeder nach seinem Einkommen und seiner Stellung, entsprechen. Hingegen gefällt es ihnen, wenn man auf ihren Gräbern die Feinde, mit denen sie ehemals gekämpft hatten, zum Opfer schlachtet.

Diese Ansichten und Meinungen sind die wahre Ursache der häufigen Menschenopfer, die, Jahr aus Jahr ein, die unglücklichen Länder der Schwarzen mit Blut überschwemmen, sowie der beständigen Kriege, die nöthig sind, diese Opfer herbeizuholen. Bei Sterbefällen von Königen und Häuptlingen werden Menschen an ihren Gräbern geschlachtet und ihr Blut bespritzt die Särge. Weiber und Sklaven werden gemordet, um die Todten zu begleiten und ihnen in der andern Welt zu dienen. Von Zeit zu Zeit werden ihnen andere Weiber und frische



Der König von Dahomey gibt den Befehl zur Enthauptung einer Anzahl von Gefangenen, die zu Menschenopfern dienen sollen.

Sklaven nachgeschickt, und oft sogar Boten, um ihnen zu erzählen, was hier auf Erden geschieht.

Eines Tages hatte der König von Dahomey verschiedene Boten an seine Ahnen abgeschickt, als ihm einfiel, er habe in seinen Botschaften noch eine Kleinigkeit vergessen. Nun ging gerade eine arme alte Frau, mit einem Wasserkruge auf dem Kopfe, des Weges. Der König rief sie an und gab ihr seinen Auftrag. Die Unglückliche bat, an allen Gliedern zitternd, um Gnade und Barmherzigkeit.

„Ich habe ja nichts Böses gethan", sagte sie.

„Ich weiß das," antwortete der König, „aber ich will Dich zu meinem Vater schicken, gehe sogleich."

Da half kein Bitten und Flehen. Das arme Geschöpf kniete hin, trank eine halbe Flasche Branntwein und der Mehu schlug ihr den Kopf ab.

Die Weiber, Sklaven und Boten, welche zur Bedienung der Todten bestimmt sind, werden enthauptet. Ihre Feinde aber, besonders deren Häuptlinge und Fetischpriester, hauchen ihren letzten Seufzer aus nach den bittersten Mißhandlungen und Verhöhnungen und unter den schrecklichsten Qualen. Dann erfolgt ein barbarisches Schauspiel, dessen Schrecken und Abscheu aller Beschreibung spottet.

Zu Porto=Novo war ich bei königlichen Leichenbegängnissen zugegen, die neun Tage dauerten und unzähligen Menschen das Leben kostete. Einem Schlachtopfer wurde die Haut abgezogen, und aus dieser Haut wurde eine Trommel gemacht, die bei diesen Ceremonien gebraucht werden sollte. Auf dem Markte, wo die Leichen umherlagen, tranken die Neger Branntwein, so viel sie wollten, tanzten und vergnügten sich auf alle mögliche Art.

Es ist besonders Dahomey, welches durch die Schlächtereien zahlreicher Menschenopfer, die jährlich bei Gelegenheit des

„Festes der Gebräuche“ stattfinden, einen traurigen Ruhm erlangt hat.

Jahr aus Jahr ein zieht die Armee von Dahomey in's Feld, um sich von den benachbarten Stämmen ihren Bedarf von Menschenopfern zu verschaffen. Zugleich machen sie auch Gefangene zu Sklaven, welche verkauft werden, um Branntwein, Pulver und andere Sachen, die man den Todten schicken will, anzuschaffen. Man kauft ferner aus dem Erlös der Sklaven die Preise, welche der König unter seine Krieger und sein Volk vertheilt, für welche die jährlichen Opfer eine Gelegenheit zu tagelangen Festlichkeiten und Schmausereien hergeben.

Dieses System jährlicher Raubzüge hat eine ungeheure Wüste um Dahomey geschaffen. Nach den neuesten Nachrichten von Guinea ist die Stadt Iketou, die einzige wichtige Stadt, die noch im westlichen Theile der Nagos-Länder liegt, gänzlich zerstört. Diese ehemals so bevölkerte Stadt ist nun eine traurige Wüste, in der nur wilde Thiere hausen.

In diesem Jahre (1884) verbreiteten die Bewohner von Dahomey das Gerücht, sie seien von den Mahis besiegt. Da nun die Iketous ihre Todtfeinde weit entfernt glaubten, dachten sie nur daran, sich zu vergnügen und vernachlässigten alle Vorsichtsmaßregeln. Inzwischen schlichen sich die Krieger von Dahomey, ihrer althergebrachten Kriegslist gemäß, wie Schlangen durch das Dickicht der Wälder, und krochen still und geräuschlos auf Händen und Füßen, bis sie im Dunkel der Nacht die Stadtmauern erreicht hatten. Hierauf begab sich Jeder auf den ihm angewiesenen Platz und wartete, das Gewehr in der Hand, auf das Signal.

Dieses Signal war der erste Hahnenschrei. Darauf erstiegen die Dahomey-Krieger die Mauern, ehe die im tiefsten Schlummer überraschten Einwohner sich besinnen konnten.

Die zu fliehen versuchten, wurden ergriffen und gefesselt. Wer Widerstand zu leisten versuchte, wurde sofort erschlagen; darauf wurden Männer, Weiber und Kinder außerhalb der Stadt in Gruppen zusammengefesselt.

Das Plündern hatte bald ein Ende, denn die Schwarzen sind nicht reich. Die Stadt wurde dann in Brand gesteckt und die Kranken, Schwachen und Säuglinge in die Flammen geworfen. Die in langen Reihen aneinandergeketteten Gefangenen wurden nach Abomey gebracht, um dort als Sklaven zwischen dem Könige, den Häuptlingen und den Kriegern vertheilt zu werden, mit Ausnahme Derjenigen, die als Schlachtopfer dienen sollten.

Dieses ist nur ein Beispiel der blutigen Trauerspiele, die sich jedes Jahr wiederholen.

Schluß.

Das Studium dieses Gegenstandes hat uns das tiefe religiöse Gefühl der Schwarzen gezeigt. Bei allen wichtigen Veranlassungen im Leben wird der Fetisch gebraucht. Diese Idee trägt der Neger überall mit sich herum; daher gibt es bei ihm keine Gleichgültigkeit in religiösen Dingen.

Aber welche Verirrung dieses religiösen Gefühls, das der Neger, gleich allen Menschen, in seiner Natur geerbt hat! Zuerst verliert bei ihm die Gottheit ihre Haupteigenschaft, nämlich die Güte. Olorun ist nicht boshaft, darum kümmert man sich auch nicht um ihn. Es ist der böse Geist Elegba, der nie vergessen wird; man bringt den andern Göttern und Halbgöttern nur Opfer dar, um ihrer Rache zu entgehen. Der Fetischdienst ist die Anbetung der Grausamkeit sowohl, wie auch des Lasters. Der schmutzigste, unsittlichste Neger ist seines Fetisches würdig.

Als eine sonderbare Verwirrung von Gutem und Bösen, als eine unsinnige Mischung von Glaubenslehren, zeigt sich der

Fetischdienst zugleich als der ausgesprochenste Spiritualismus und als der abscheulichste Materialismus; als Monotheismus in Olorun, dem höchsten Gotte; als Polytheismus in allen Untergöttern; als die Leitung der Welt durch eine höhere, aber böse Macht; als Unsterblichkeit der Seele; als zukünftiges Leben, jedoch ohne Lohn für die Tugend und ohne Strafe für die Bosheit, daher auch ohne Gewissen; als Ehrfurcht für die Todten, jedoch als eine Ehrfurcht, befleckt durch die Menschenopfer, die in ihnen ihren Ausdruck finden. In einem Worte, der Fetischdienst ist ein vollständiges Zerrbild der Religion, die, statt den Menschen zu Gott zu erheben, nur dazu dient, ihn zu erniedrigen.

Und dennoch gibt es noch ein tief unter dem schwarzen Fetischdiener stehendes und boshafteres Wesen, und dieses ist der Fetischdiener, wenn er Muselman (Mohamedaner) geworden ist. Seiner ehemaligen Wildheit und seinem Aberglauben, die er behält, fügt er noch zwei neue Laster hinzu, nämlich Fanatismus und geistlichen Hochmuth, zwei große Hindernisse des Christenthums. Der heidnische Neger bekehrt sich und vertraut seine Kinder den Missionären an, der mohamedanische Neger ist unnahbar.

Der überraschend schnelle Fortschritt des Mohamedanismus in diesen Ländern hat bei allen Freunden Afrika's, sowie bei Allen, die diese unglücklichen Völker bemitleiden, ihnen zu helfen wünschen, und den Gang der Ereignisse aufmerksam beobachten, gerechte Befürchtung hervorgerufen.

Was wird sie dieser neuen Gefahr entreißen? Die Anlage von Colonien durch die Weißen ist der Fieber und des Climas wegen unmöglich; übrigens ist auch der Fetischdienst mit seinen Menschenopfern keineswegs aus der nächsten Nähe der seit Jahrhunderten an der Küste etablirten Geschäftshäuser verschwunden. Es ist nur in denjenigen Kreisen, in die der Einfluß christlicher Missionen gedrungen ist, daß der Fetischdienst

sein Ansehen verloren hat, und diese Thatsache zeigt uns das Heilmittel der Uebel, von denen wir nur eine schwache Idee geben konnten. Nur die Verbreitung des katholischen Glaubens und die aufopfernde Liebe christlicher Völker bilden die einzige Hoffnung für das Seelenheil der schwarzen Fetischdiener.

Anhang.

Bericht des hochw. Herrn A. Planque,

General-Obern der Gesellschaft der afrikanischen Missionen,

in der General-Versammlung von 1884.

Zu Anfange des Jahres 1856 kam ein noch junger Bischof, Monsignor de Marion Bresillac, nach Rom, nachdem er zwölf Jahre als Missionär in Ostindien gewirkt hatte. Von dem Wunsche beseelt, den Rest seiner Tage der Bekehrung der verlassensten afrikanischen Stämme zu widmen, schüttete er sein apostolisches Herz aus vor dem ausgezeichneten Präfekten der Propaganda und schlug vor, mehrere Priester mit sich zu nehmen, um an der Sklavenküste eine Mission zu gründen. Da er dachte, die europäischen Nationen seien diesen Völkern eine große Genugthuung dafür schuldig, daß sie während so langer Zeit, zum Besten ihrer in heißen Ländern gelegenen Colonien, hier den Sklavenhandel betrieben hatten, wünschte er, diesen unglücklichen Schwarzen die wahre Freiheit des Evangeliums zu bringen. Sein Plan wurde in Rom günstig aufgenommen, aber man hielt es für nicht möglich, daß ein Bischof und wenige Priester eine derartige Mission mit Erfolg betreiben konnten, daher rieth man ihm, eine Genossenschaft von Priestern zu gründen, die gleichsam eine Pflanzschule und ein Reserve-Corps bilden sollten. Dieses war ein großes Unternehmen, aber die Stimme des heiligen Stuhles ist die Stimme Gottes.

Monsignor de Marion Bressilac gründete keinen religiösen Orden, sondern einfach eine Genossenschaft von Weltpriestern, die nur durch die allgemeinen Regeln des heiligen Stuhles und die Gemeinsamkeit des Zieles verbunden sind. Den Mittelpunkt der Missionen gründete er in der Stadt Lyon, unter dem Titel „Seminar der afrikanischen Missionen" und am 8. Dezember weihte er die Erstlinge seiner Gesellschaft „Unserer lieben Frau von Fouriere."

Die Gründung einer Gesellschaft ist immer mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Dieses ist aber in noch höherem Maße der Fall, wenn das Unternehmen in weitentlegenen Ländern vorzunehmen ist und dem Anschein nach keine wahrnehmbaren Mittel vorhanden sind, um das gewünschte Ziel zu erreichen. Anfangs hatte der Bischof viele Enttäuschungen zu erfahren, ohne jedoch den Muth zu verlieren.

Die Propaganda zog erst, in gewohnter Klugheit, Erkundigungen ein, wie diese Missionäre wohl in den Ländern, die eine so schreckliche Berühmtheit hatten, aufgenommen werden möchten. Die Antwort lautete: daß die Missionäre gleich nach ihrer Ankunft von diesen barbarischen Völkern erschlagen würden. Natürlich konnte die Propaganda die Missionäre nicht einem gewissen Tode aussetzen. Daher gründete sie das apostolische Vikariat von Sierra Leone und übergab es dem Monsignor de Marion Bressilac, ohne zu ahnen, daß sie ihn dadurch einem Martyrerthum aussetzte, das nicht so glorreich, nicht so wünschenswerth und auch nicht so fruchtbar, wie der Tod durch Henkershand sein sollte.

Monsignor de Bressilac schickte im Dezember 1858 zwei Priester voraus, und kam selbst im Mai 1859 in Freetown an, in Begleitung eines andern Priesters und eines Laienbruders. Er fand die Stadt die Beute einer pestartigen Krankheit, deren Namen sowohl, als auch der Heftigkeit, mit der sie auftrat, man kaum sich in dieser Gegend erinnern

konnte. Der Schiffskapitän versuchte vergebens, sie zu überreden, nicht zu landen, aber nichts konnte ihn abhalten, diesen gefährlichen Posten zu betreten. Der Bischof sah zwei seiner Priester und den Laienbruder vor seinen Augen sterben, und als er und sein Generalvikar von der Pest angesteckt wurden, hatten sie schon fast alle ihre Christen begraben. Endlich starben Beide; der Eine zwei Tage vor dem Andern.

Die letzten Gedanken des Monsignor de Bressilac waren seinem Werke gewidmet, das so schwer schon in seinem Anfange geprüft und, menschlicherweise zu reden, schon in seinem ersten Beginnen vernichtet war. Der Gründer jedoch und seine vier Genossen waren für das Werk nicht verloren; sie wachten über dasselbe im Himmel.

Die jungen Scholastiker im Seminar der afrikanischen Missionen bleiben ihrem Berufe treu und als Papst Pius IX. hörte, Monsignor de Marion Bressilac sei gestorben und seine geistlichen Kinder entschlossen, das von ihm begonnene Werk fortzusetzen, schickte er ihnen seinen besonderen Segen. Die Propaganda gab in einem besonderen Briefe ihrer Freude und Bewunderung Ausdruck, wahrzunehmen, daß, statt durch die erfahrene harte Prüfung den Muth zu verlieren, die Seminaristen zu noch größerem Eifer begeistert schienen. Da sie zugleich genauere Nachrichten über den Staat Dahomey eingezogen hatte, beschloß die Propaganda, den ersten Wünschen und beständigem Verlangen Monsignors de Marion Bresillac zuzustimmen. In Folge dessen wurde die Sklavenküste zu einem apostolischen Vikariat erhoben und der Genossenschaft der afrikanischen Missionen anvertraut.

Gott verließ nicht Diejenigen, welche auf ihn vertrauten und es fehlte nicht an solchen, die Beruf hatten. Am 5. Januar 1861 schifften sich drei Missionäre nach Dahomey ein. Der Zustand des Landes läßt sich kurz folgendermaßen beschreiben: Der Teufel hat diese unglücklichen Völker völlig in seiner

Gewalt; geistliche Erniedrigung hat ihre äußersten Grenzen erreicht; von göttlicher Wahrheit haben sie nicht den mindesten Begriff; die Finsterniß groben Fetischdienstes umgibt das Land. Schlangen, der Donner, abscheuliche Thiere und noch abscheulichere Götzenbilder sind die angebeteten Götter. Das Hauptmerkmal ihres barbarischen Götzendienstes sind die Menschenopfer. Unbegrenzt ist die Zahl der Schlachtopfer und abscheuerregend die Grausamkeit, mit der sie gemordet werden. Blut muß Alles bespritzen, Todtengebeine, in Trophäen aufgerichtet, verunstalten jeden Platz; es geschieht nichts Wichtiges ohne Blutvergießen. Jeden Tag wird der Erdboden mit dem Blute irgend eines geschlachteten Menschen benetzt.

Inmitten dieser Versunkenheit hat Gott einen Weg für die Einführung des Christenthums vorbereitet. Die alten französischen und portugiesischen Niederlassungen an der Küste haben einige Reste des Christenthums übrig gelassen und von den Tausenden von Negern, welche der Sklavenhandel in andere Länder gebracht hat, sind viele, namentlich aus Brasilien zurückgekehrt, wo sie die heilige Taufe empfangen hatten. Wenn diese auch nicht viele Kenntnisse des Christenthums zurückbrachten, so hatten sie doch eine große Liebe und Verehrung für dasselbe. Auf diese Weise haben verschiedene Generationen von Sklaven bei ihrer Rückkehr in die Heimat den guten Samen ausgestreut. Dazu kommt noch, daß die Eingeborenen dieser Gegenden unsere Religion für besser und höher als die ihrige, und den Gott der Weißen für viel größer und mächtiger als ihre Fetische halten. Die Greise und Männer reiferen Alters begnügen sich mit dieser spekulativen Hochachtung, denn es ist schwer, daß das Alter sich des grob Sinnlichen, des Materialismus entschlagen kann. Sie vertrauen aber gern ihre Kinder den Missionären an und diese Kinder werden ausgezeichnete Christen.

Es ist nicht meine Absicht, im Einzelnen einen Bericht über

die zweiundzwanzig Jahre apostolischer Arbeit seitens der afrikanischen Missionäre zu geben, in deren ersten Anfängen wir manche schwere Prüfungen zu erdulden hatten. Viel Gutes kam zu Stande, aber Fieber und andere diesem so ungesunden Klima eigenthümliche Krankheiten rafften bald eine Anzahl dieser eifrigen Seelenhirten hinweg. Es bedurfte einer Reihe von Jahren, um zu lernen, wie man dem tödtlichen Klima gegenüber sich zu verhalten hatte, um einigermaßen gesund zu bleiben. Nach und nach verminderten sich jedoch die größten Schwierigkeiten. Das Senfkorn ist noch nicht ein großer Baum geworden, jedoch hat es schon einige vielversprechende Zweige getrieben, die ich hier kurz beschreiben will.

Bis vor einigen Jahren hatte die Gesellschaft der afrikanischen Missionen nur eine Station. Jetzt hat ihr aber der heilige Stuhl vier apostolische Präfekturen anvertraut, welche die Küste von Benin, Dahomey, die Sklaven-Küste, die Elfenbeinküste, und einen Theil des egyptischen Nildeltas in sich einschließen.

Apostolisches Vikariat an der Küste von Benin.

Dieses apostolische Vikariat war eine lange Zeit die einzige Mission, die wir hatten. Die großen Erfolge, die hier zu Stande kamen, zeigen, um wie viel mehr hätte erreicht werden können, ständen uns die nöthigen Mittel zu Gebote, eine große Anzahl von Missionären zur Gründung neuer Niederlassungen auszusenden. Neunhundert und vierzig Kinder besuchen unsere Schulen, und diese sind der wahre Mittelpunkt unseres Apostolates. Alle Kinder, die wir erziehen, werden ausgezeichnete Christen und bilden einen täglich anwachsenden Kern. Sie heirathen dem göttlichen Gesetze und den Vorschriften der Kirche gemäß, und selbst alte, der Vielweiberei fröhnende Männer, loben und bewundern diese junge Generation, welche die Einheit der christlichen Familie wiederherstellen.

Lagos, der Mittelpunkt der englichen Colonien, ist eine Stadt, die nicht weniger als 50,000 Einwohner hat, wo auch ein ausgedehnter Handel besteht, und das oft das Liverpool von Afrika genannt wird. Unsere gothische Kirche ist die schönste Zierde dieser Stadt. Zu ihrem Bau haben Alle beigetragen: die Regierung gab das Land, europäische Kaufleute gaben reiche Beiträge, und verschiedene Handwerker trugen zum Bau der Kirche dadurch bei, daß sie die Arbeit unentgeldlich verrichteten. Wir haben zu Lagos eine Schule für Knaben, eine andere für Mädchen, und außerdem noch eine Schule zur Ausbildung von Lehrern. Diese Ausbildungs-Schule wird eine erwünschte Hülfe für die Missionäre werden, indem sie die Lehrer liefert, um neue katholische Schulen in jenen Städten zu begründen, wo bereits Missionen eingerichtet sind, und auch in den benachbarten Ortschaften. Man macht sich in civilisirten Ländern keinen Begriff von der Dichtigkeit der Bevölkerung an der Küste von Guinea. Die Städte und größeren Dörfer sind voll von Menschen, unter welchen eine Anzahl Schulen mit Vortheil eingerichtet werden kann. Wir haben dieses bisher nicht thun können, weil uns die nothwendigen Lehrer fehlten. Unsere Hochschule zu Lagos hilft nun aber diesem Uebelstande ab, indem wir aus derselben Katecheten und Lehrer für die Schulen erhalten. Diese Lehrer verheirathen sich mit den jungen christlichen Mädchen, welche bei den Schwestern erzogen werden, und die Schulen sind unter der Aufsicht eines Missionärs, der sie häufig besucht. Im Jahre 1883 wurde die erste Schule dieser Art eröffnet. Bald darauf wurden noch mehrere eröffnet, soweit unsere Mittel dieses zuließen. Auf diese Weise haben wir mit verhältnißmäßig wenigen Missionären es fertig gebracht, daß wir auf eine große Zahl der Bevölkerung einwirken können. Gegenwärtig sind vier weitere Schulen in Aussicht genommen. An den wichtigsten Orten gründen wir Schulen für Mädchen und residirende Missionäre und erwarten von

diesen Centralschulen die Gründung einer Reihe von anderen Schulen. Das ist natürlich nicht das Werk eines Tages, jedoch ist der Missionär an Geduld gewöhnt. Er kommt nicht nach Afrika wie ein Forscher, sondern um in diesem neuen Lande zu wohnen und die Grundsätze des Christenthums auszubreiten, wodurch das Volk auf eine höhere Stufe der Bildung erhoben wird.

Unsere Hochschule zu Porto=Novo wird noch einen größeren Einfluß ausüben, indem sie die Colonien mit ehrenhaften und intelligenten Dienstleuten versieht. Bereits werden die aus unseren Elementarschulen kommenden Kinder gesucht und allen andern Dienstboten vorgezogen, ihrer Treue und Zuverlässigkeit wegen. Die Beamten der Regierung sowohl wie die Vorsteher der Kaufmannshäuser fragen bei uns nach jungen Katholiken. Das ist ein kostbares Zeugniß für das Wirken der Missionäre. Während wir in unseren Dorfschulen unseren Zöglingen einen gründlichen katholischen Unterricht ertheilen, bemühen wir uns auch, in denselben die Liebe für den Landbau und allem was dazu gehört, einzuprägen. Porto=Novo ist die Hauptstadt eines kleinen Königreichs, welches denselben Namen hat, und diese Stadt hat eine Bevölkerung von 30,000 bis 40,000 Einwohnern. Die große Masse des Volkes hängt an dem Fetischdienst, jedoch hat auch der Mohamedanismus schon zahlreiche Anhänger. Die Missionäre haben hier allezeit einen großen Einfluß ausgeübt, aber die Furcht des Volkes vor den Fetischpriestern und die Eifersucht verschiedener Sekten verhinderten für längere Zeit den Fortschritt unserer Schulen. Jetzt aber haben sich dieselben in einer solchen Weise entwickelt, daß unsere Räumlichkeiten durchaus ungenügend sind für die große Zahl von Kindern, welche sich zu unsern Schulen drängen. Aggera und Aguegue, Dörfer mit mehreren tausend Einwohnern, haben schon lange Schulen verlangt, und wir hoffen, daß wir

bald im Stande sein werden, diesem Verlangen entgegen zu kommen.

Porto-Novo hat eine schöne Kirche, die ein Wunder für dieses Land ist. Sie wurde eingeweiht im Jahre 1878. Der König Tofa wohnte der Feierlichkeit bei mit aller seiner Pracht. Aus Ehrfurcht vor dem großen Gotte des weißen Mannes unterließ dieser schwarze König bei dieser Gelegenheit das gewöhnliche Ceremoniell, welches verlangt, daß eine gewisse Zahl seiner Weiber ihn fächelt und einen Schirm über seinen Kopf trägt. Das Verhalten des Königs bei dieser Gelegenheit erhob die Missionäre gar sehr in der Meinung seiner kohlschwarzen Unterthanen. Sie alle sagten: „Der Gott des weißen Mannes ist weit größer, als der unserige, und seine Priester sind erhaben über unsere Fetischpriester.“ An Sonntagen, wenn die Christen in der Kirche sind, drängen sich die Heiden um die Thüren und Fenster, indem sie von Ehrfurcht nicht in die Kirche treten mögen, und verhalten sich schweigend und gesammelt während der hl. Messe. An Feiertagen und während der neuntägigen Andacht zur unbefleckten Empfängniß umgibt eine Menschenmenge die Eingänge zur Kirche und vereinigt sich in der Freude mit den Christen. — Der König von Porto-Novo hat sich kürzlich unter französischen Schutz begeben; sein Königreich ist eins der fruchtbarsten und bestgelegensten in Guinea, und ist der Hauptausfuhrhafen für Palmöl. Frankreich kann sich hier großen Einfluß erwerben, ohne mit ungeheuren Kosten eine Armee hierhin zu senden. Einige wenige patriotische Christen, welche nahe bei dem Könige Tola wohnen, würden der französischen Schutzherrschaft einen bisher an diesen Küsten unbekannten und großen Einfluß verschaffen.

Die katholischen Missionäre halten sich von der Politik des Landes fern; sie kümmern sich nur um die christliche Civilisation des Volkes.

Ich wünsche, ehe ich noch weitere Angaben mache, unsern Nachbarn, den Engländern, welche überall, wo sie einen Missionär nur finden, ihm auf das Bereitwilligste mit Rath und That beistehen, volle Anerkennung zu zollen.

St. Josephs zu Tokpo ist eine Versuchsfarm, welche den doppelten Zweck hat, der Mission Lebensmittel zu liefern, und nach und nach weit entfernt von dem verderblichen Einfluß der großen Städte ein christliches Dorf zu gründen, das sich mit Ackerbau beschäftigt. Die Regierung zu Lagos hat uns eine in der Nähe von Badagry gelegene Landzunge abgetreten, zwischen den Lagunen und dem Meere. Dieselbe ist 14 Kilometer lang und etwa 1200 Meter breit. Sie enthält Wiesen und Wald, mit duftendem Buschwerk und Unterholz. Wir haben hier die Kultur verschiedener Früchte versucht, besonders Cocobäume. Die erste Saat hatte viel zu leiden von Kaninchen und Eichhörnchen. Parder, Panther, Leoparden, wilde Schweine, Stachelschweine, Affen, Riesenschlangen und allerlei andere Schlangen führten einen unbarmherzigen Krieg sowohl gegen unsere Heerden, als auch gegen unsere Saaten. Jedoch hat das allmälige Wegräumen des Buschwerks, in welchem diese Thiere sich aufhalten, dieselben weiter und weiter verscheucht, so daß wir bei einiger Wachsamkeit Nichts mehr von denselben zu fürchten haben. Einige von den Bäumen haben schon Früchte getragen, und die Heerden der Kühe, Ziegen und Schafe haben sich zur großen Freude und Ermuthigung unserer Arbeiter schnell vermehrt. Die Farm wird bearbeitet von zwei Missionären, einigen Waisenkindern und einigen Leuten, die wir aus der Sklaverei losgekauft haben, und die jetzt lernen, den Boden zu bearbeiten und dabei gleichzeitig in den Wahrheiten des Christenthums unterrichtet werden. Nachdem das Land hinreichend abgeholzt ist, beabsichtigen wir, einige zuverlässige christliche Familien darauf

zu setzen, die bereit sind, die Farm unter unserer Leitung zu bearbeiten und ein Dorf zu bilden, das, wie wir hoffen, ein Muster für viele andere sein wird."

Abeokouta.

Eine fünf- oder sechstägige Reise in einem Canoe, den Ugun-Fluß stromaufwärts, bringt uns zur Stadt Abeokouta, die mit einer hohen, etwa 35 Meilen im Umfange betragenden Mauer umgeben ist. Diese Stadt war von den zahlreichen Stämmen der Egbas von Yorouba erbaut, welche, um den Raubzügen des Königs von Dahomey zu entgehen, sich hier unter dem Schutze mächtiger Felsen niederließen. Die Stadt ist in sieben Bezirke eingetheilt, deren jeder seinen eigenen König hat, doch gibt es hier nur einen einzigen Oberfeldherrn im Kriege. Es war eben durch die Mitwirkung dieses Feldherrn, daß die göttliche Vorsehung hier unsere Mission errichtet hat.

Eine geraume Zeit lang war die Verkündigung des Evangeliums in Abeokouta der sehnlichste Wunsch unserer Glaubensboten. Zwei Priester gingen im Jahre 1880 dorthin. Ihr Ruf als Männer Gottes war ihnen vorausgegangen. Mehrere Christen, die von Lagos gekommen waren, um in dieser großen Stadt zu wohnen, hatten oft von ihnen gesprochen; sogar einige Eingeborene Abeokoutas, die in Geschäften nach Lagos gekommen waren, hatten das Gute, welches die Priester gethan hatten, bemerkt. Zufolge dessen wurden sie freundlich von dem Oberfeldherrn Ogudipee aufgenommen, der als ein einsichtsvoller vernünftiger Mann die Missionäre kannte und sogleich begriff, welche Wohlthat deren Gegenwart für die Stadt Abeokouta sein würde. Er verschaffte ihnen von einem der Könige zwei Landschenkungen, eine für die Priester selber, und eine für die weißen Frauen, die nie heirathen und

aus kalten Ländern kommen, um die Kinder zu lehren. Hiermit meinte er, wie alle dortigen Neger, die Schwestern der Genossenschaft.

Ogudipee bahnte uns gänzlich den Weg und zwei Missionäre mit einem Katecheten waren im Stande, sich in dieser großen Stadt niederzulassen, wo sie ein kleines Haus und eine Schule erbaut haben. Es sind jedoch nur zwei weiße Missionäre inmitten von 150,000 Schwarzen, denn Abeokouta hat wenigstens, so gut wie in einem Lande, das keine Statistik hat, abgeschätzt werden kann, diese Anzahl Einwohner. Die Glaubensboten haben schon eine zahlreiche Gemeinde, und unter diesen viele einflußreiche Männer. Ein Haus für die Schwestern ist im Bau begriffen und eine große Kirche ist hier sehr nothwendig. Auf diese Weise ist uns das Innerste des ungeheuren afrikanischen Welttheils aufgethan. Die freundlichen Beziehungen aller Stämme von Abeokouta mit allen Stämmen von Yorouba wird uns in naher Zukunft den Schlüssel zu diesem ausgedehnten Lande geben. Warum können wir nur so langsam dieses so wünschenswerthe Ziel erreichen?

Wir haben sehr vorsichtig damit angefangen, Sklaven, namentlich Kinder, die wir auf den Märkten erhandeln, loszukaufen; wir versammeln sie auf unsern großen Farmen und gewöhnen sie an beständige Arbeit, während wir ihnen den ihrem Stande angemessenen Unterricht ertheilen. In wenigen Jahren werden diese kleinen Sklaven sich in freie Familien verwandeln, mit der wahren Freiheit der Kinder Gottes. Die Missionäre können nur so langsame Fortschritte machen, weil ihnen nur das Scherflein der Gesellschaft der Glaubensverbreitung zu Gebote steht, statt der Millionen vom Staate oder von gewissen menschenfreundlichen Gesellschaften.*) Ich habe oft

*) Leider ungläubig und ohne Christenthum.

darüber nachgedacht, warum die Katholiken und die wahren Freunde wahrer Civilisation nicht eine großartige Gesellschaft bilden, die den besonderen Zweck hat, christlichen Einfluß durch die Gründung großer Ackerbau-Colonien, die unter der Leitung von Missionären stehen, zu befördern. Dieser Gedanke ist eine Ideengrundlage, welche fähige Männer leicht zur praktischen Wirklichkeit machen könnten, und bin ich überzeugt, daß jedesmal das zu diesem Zwecke verwandte Anlagekapital der Gesellschaft, nachdem sie geholfen hat, ganze Provinzen aus heidnischer Barbarei zu christlicher Gesittung aufzurichten, mit Zinsen könnte zurückerstattet werden.

Nördlich von Abeokouta sind die Wege gänzlich versperrt. Niemand kann hier durchpassiren, denn die Gegend ist in einem beständigen Kriegszustande. Fast alle Männer sind unter Waffen, und trotz der Fruchtbarkeit des Bodens sterben die Stämme vor Hunger. Es ist nicht, daß sie auf dem Schlachtfelde sterben, aber seit Jahren mußten sie zur Vertheidigung kriegsbereit sein, da sie beständig zu fürchten hatten, angegriffen zu werden und während dieser ganzen Zeit die Felder unbestellt geblieben sind. Ein Häuptling sagte eines Tages einem unserer Missionäre: „Ich will Euch einen Gesandten schicken, damit Du ihm behülflich sein kannst, die Vermittlung Frankreich's zu erlangen, um zwischen meinem Stamme und dem benachbarten Stamme Frieden zu stiften, denn seit langen Jahren bekriegen wir uns, und das Elend ist auf das Höchste gestiegen."

Zu Anfange dieses Jahres (1884) gelang es Ogudipee, diesen Weg in die nördliche Gegend zweien unserer Missionäre zu eröffnen. Er gab ihnen auch einen Führer mit, und sie kamen nach Yorouba. Hier ist, ich versichere Ihnen, ein großes Feld für uns eröffnet. Es gibt hier Städte so groß wie Abeokouta, andere Städte sind kleiner, aber ebenso bevölkert. Ueberall ist die Bevölkerung zahlreich und leicht zugäng-

lich. Der König dieses Landes ist sehr mächtig und verlangt Missionäre. Er hat einen Gesandten nach Lagos geschickt, um zu sehen, wie wir eingerichtet sind. Der Gesandte kam zurück, voll Bewunderung von Allem, was er gesehen hatte. In einigen Wochen werden drei Missionäre abreisen, um den Wunsch des Königs von Oyo zu erfüllen.

Eine der Beweggründe, die den König veranlassen, Missionäre zu verlangen, ist der Wunsch, den Mohamedanismus zu verhindern, diese Völker gänzlich zu unterjochen; denn überall drängt er sich ein und schlägt Wurzeln. „Männer Gottes," rief uns der König zu, „kommt und helft uns".

Ist es nicht eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung, daß dieser, die Fetische anbetende König ganz freiwillig katholische Priester herbeiruft, um der Verbreitung der mohamedanischen Religion eine Schranke zu setzen? Dieser Theil Afrika's gehört Mohamed nicht mehr an, obgleich er schon zahlreiche Anhänger unter seinen Bewohnern hat. Der Islam verbreitet sich allmälig durch leises, jedoch unaufhörlich beharrliches Einschleichen. Die Muselmännner sind Anfangs die Güte selbst, sobald sie aber fühlen, festen Fuß gefaßt zu haben und stark genug zu sein, bemächtigen sie sich der Herrschaft, und wenn sie es für nöthig halten, verkaufen sie als Sklaven, und tödten Alle, die Widerstand leisten; oder sie zwingen wenigstens die Eingeborenen, ihnen ihr Land zu überlassen und nach anderen Gegenden auszuwandern, wohin sie ihnen bald folgen und die nämlichen Scenen wiederholen. Jeder Geschichtskundige weiß, daß die mohamedanische Lebensregel eine Sammlung von seit Jahrhunderten bestehenden, verthierenden Einflüssen ist. Wenn wir daher diese armen Schwarzen lieben, die unsere Brüder sind, so laßt uns keine Zeit verlieren, ihnen zu helfen. So lange sie noch Fetischdiener sind, bleiben sie noch zugänglich und wünschen sogar, christlichen Unterricht zu erhalten. Laßt uns daher keine Mühe sparen, ihnen die Wohlthat

christlicher Gesittung, deren wir uns so lange erfreut haben, zu bringen; diese Freiheit der Kinder Gottes, die allein die Menschen vollkommen macht.

Apostolische Präfektur von Dahomey.

Die Gegenden, die ich so eben beschrieben habe, sind mehr wie genug, die ganze Thätigkeit des Obern der Missionen in Anspruch zu nehmen. Dazu gibt es noch im Westen eine Gegend, die nicht weniger interessant, und ebenso dicht bevölkert ist, aber die Verbindung dahin ist sehr schwierig. Die Sprachen sind verschieden und die Gründung eines Mittelpunktes der Missionen an dieser Küste wurde sehr dringend. Daher hat Papst Leo XIII., durch ein Breve vom 24. Juni 1883, diesen Landestheil von dem apostolischen Vikariate zu Benin abgetrennt und zur apostolischen Präfektur von Dahomey gemacht. Diese Präfektur erstreckt sich die Küste entlang von der Volta zur Okpara und ist landeinwärts ohne alle Grenzen.

Die einzigen Missionen, die hier jetzt bestehen, sind die Stationen zu Agoue und die Schule in Whyda.

Agoue ist eine Ansiedlung von 8,000 Seelen und gleich allen benachbarten Städten von einem Cabecere (Statthalter) des Königs von Dahomey regiert. Unsere Niederlassung ist hier seit dem Jahre 1874. Die Missionäre hatten hier viel Schwierigkeit mit der tiefen Unwissenheit und den Lastern ehemaliger Sklaven, die von Brasilien zurückkehrten und die fast alle Fetische anbeten und dennoch Christen sein wollen. Die Missionäre, die als Lehrer hier wirken, haben allmälig eine bemerkenswerthe Besserung erreicht. Eine Mädchenschule ist hier errichtet, welche uns ein sicheres Element der Wiedergeburt christlichen Familienlebens darbietet. Nahe an tausend Christen haben sich zu einer Gemeinde um die Missionäre versammelt, und Niemand, selbst unter den Heiden, scheint ihren Umgang zu

meiden. Der Oberfeldherr und die benachbarten Häuptlinge vertrauen uns ihre Kinder zur Erziehung an.

Die Schule von Whyda wird von einem Katecheten und seiner Frau besorgt. Die Missionäre werden sich bald hier in der Nachbarschaft niederlassen. Vier andere Schulen sind in der Vorbereitung begriffen, entweder in Popos oder in Dahomey.

In Agoue haben wir noch zwei kleine Apotheken, wovon die eine von den Missionären, die andere von den Schwestern besorgt wird. Die Schwarzen schätzen dieselben hoch, und wir versprechen uns viel Gutes von ihnen.

Das Innere des Landes ist wenig bekannt und enthält ohne Zweifel manches sehr Anziehende. Wir wissen jedoch, daß es hier dicht bevölkerte Städte gibt. Salaga und Abomey sind von den Europäern besucht worden. Erstere Stadt enthält mehr wie 40,000 Einwohner und ist der Mittelpunkt eines ausgedehnten Verkehrs mit dem Soudan. Abomey, die Hauptstadt des Königreichs Dahomey, hat 30,000 Einwohner. Danchee und andere, nahe bei der Küste gelegene Städte, sind ebenfalls von großer Wichtigkeit. Atakpamee, von dem die Schwarzen behaupten, daß es mehr wie 30,000 Einwohner hat, scheint das ungeheure Gebiet der Manhis zu begrenzen; diese Stadt ist einer der Punkte, den die Missionäre im Auge haben. Diese Gegenden scheinen an einem Wendepunkte angelangt zu sein. Fern von den Grenzen, wohin die unmittelbare Thätigkeit der Missionäre und die Handelsverbindungen sich fühlbar machen, ist in der Gesinnung des Volkes eine Aenderung bewirkt, von der die Schwarzen oft gesprochen haben. Der grobe Aberglaube des Fetischdienstes verliert überraschend schnell an Ansehen, und die Zeit ist nicht fern, wenn in dieser Gegend Alle entweder Christen oder Mohamedaner sein werden.

Apostolische Präfektur an der Gold- und Elfenbeinküste.

Seit Jahrhunderten hat es an der Goldküste Geschäftshäuser gegeben, jedoch niemals gab es dort bis jetzt einen katholischen Missionär. Das Land ist viel volkreicher als Benin, aber man konnte keine Spur von Christenthum dort finden. Wir errichteten unsere erste Station in Elmina, eine Stadt von 15,000 oder 18,000 Seelen. Wir konnten nur mit Schulen anfangen. Die Knabenschule hat jetzt schon 2,000 Zöglinge. Die Mädchenschule wurde erst im vorigen März (1883) gegründet. Die Hauptvölker, mit denen wir in Elmina zu verkehren haben, sind die Fanti und Aschanti, unter denen der Fetischdienst noch besteht. Wir würden uns dieses Jahr in der Hauptstadt von Aschanti niedergelassen haben, wäre es nicht wegen der politischen Revolution im Jahre 1882 gewesen, durch welche der König abgesetzt wurde, gerade zur nämlichen Zeit, als unsere Missionäre die Hauptstadt besuchten. Wir haben keinen Grund, von dem neuen Herrscher irgend welchen Widerstand zu fürchten, aber wir ziehen es vor, zu warten, bis die Stadt wieder in geordneten Verhältnissen ist, ehe wir uns hier niederlassen.

Wir haben die Grundlage einer andern Niederlassung in Axim gelegt, welche uns als Einlaßpforte in die Gegenden der Bassaw und Apollonie Neger dienen soll.

Wir sind bis jetzt (1884) nur zwei und ein halbes Jahr an der Goldküste thätig gewesen, und kann man sich keinen Begriff von den Schwierigkeiten machen, welche den Missionären Anfangs begegnen, wenn sie Missionen und Schulen mit so geringen Mitteln einrichten müssen.

Die Elfenbeinküste, welche einen Theil derselben Mission ausmacht, hat bis jetzt noch keinen einzigen Missionär. Diese Küste ist wenig besucht; was wir aber von ihr gehört haben, ist von großem Interesse. An verschiedenen Punkten nehmen Handelsleute die Krounans in ihre Schiffe auf, welche in

Abtheilungen in den europäischen Faktoreien zur Arbeit gehen. Die Handelsleute ziehen sie allen anderen Schwarzen vor, denn die Krounans sind in der That betriebsam, fleißig und energisch. In ihrer Heimat treiben sie den Ackerbau, besonders den Anbau von Reis. Der größte Theil von ihnen wandert freiwillig nach verschiedenen Küstenpunkten aus, und diese Auswanderer bleiben so lange da, bis sie sich genug erspart haben, um in ihrem Vaterlande leben zu können. Obschon im Kriege sehr gefürchtet, sind sie dennoch ein friedliebendes Volk.

Ihre Religion ist der Fetischdienst.

Eine Mission unter den Krounans würde bei diesen einfachen Leuten, die viel gutmüthiger wie die andern Neger sind, viel Gutes thun. Man nennt sie die Gallier Afrika's.

Apostolische Präfektur des Niger.

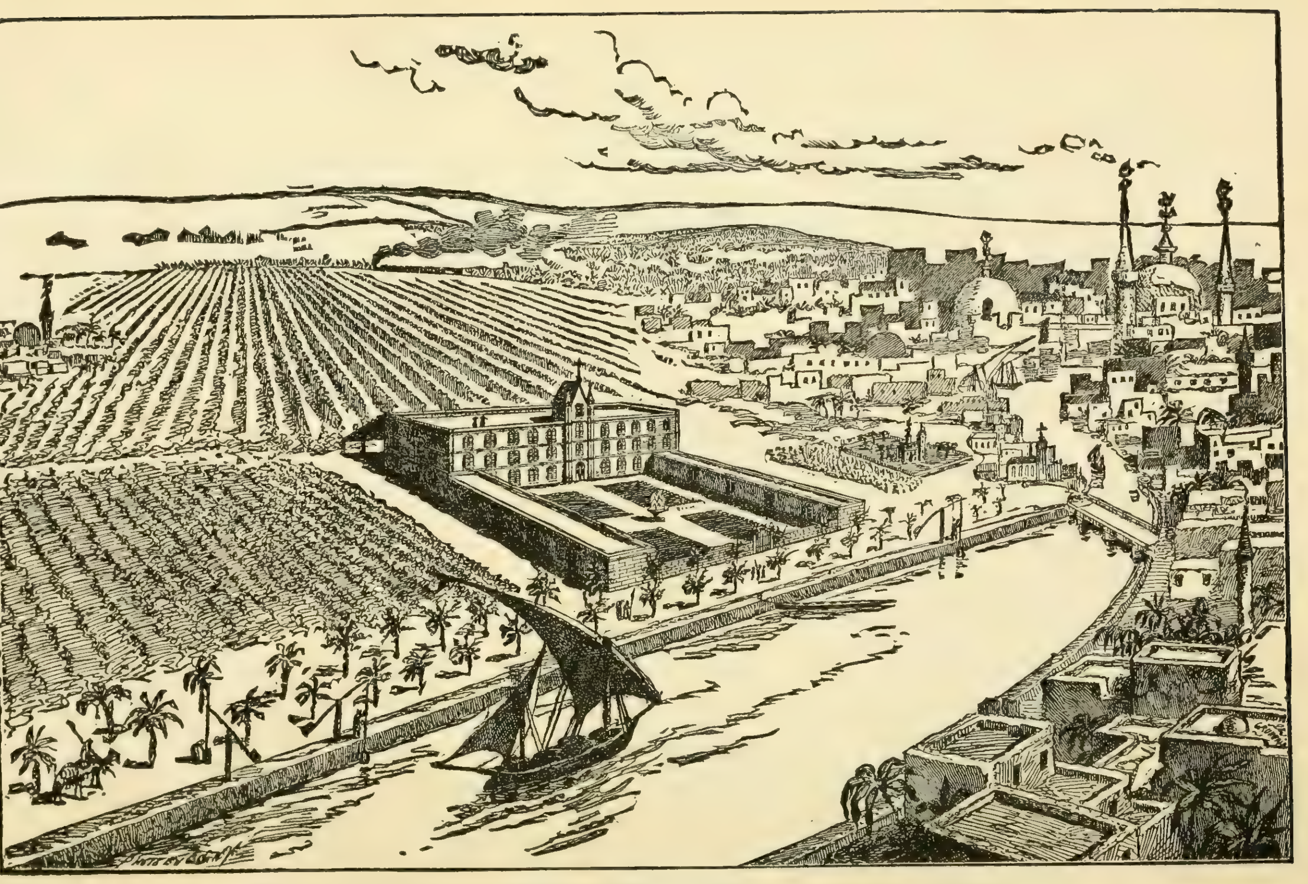
Ein Dekret der Propaganda, datirt vom 2. Mai dieses Jahres (1884), hat dem uns schon übergebenen Ländergebiete denjenigen Theil des Innern Afrika's hinzugefügt, der zwischen dem Niger und Benou liegt. Zwei unserer Missionäre durchforschten diese Gegend im Jahre 1883. Die Städte und Ortschaften sind zahl- und volkreich. Der Fetischdienst ist die herrschende Religion, jedoch hat schon der Mohamedanismus zahlreiche Anhänger. Unsere beiden Reisenden wurden vom Könige und den Häuptlingen freundlichst empfangen. Fast überall waren ihnen mehr oder weniger genaue Berichte über die Missionäre vorausgegangen. Alle aber stimmten darin überein, daß sie Männer Gottes wären, die Gutes thun und eine gute Lehre vorbrächten.

Die französischen und englischen Handelsgesellschaften, welche Faktoreien an den Ufern des Niger und des Benou haben, versprechen uns die Mitwirkung ihrer Agenten, um uns zur Niederlassung behülflich zu sein. Ich kenne den Charakter dieses Volkes nicht, aber die allgemeinen Nachrichten, die wir

von ihnen besitzen, berechtigen uns, zu hoffen, daß die Arbeiten der Missionäre unter ihnen nicht ohne reichhaltige Erfolge sein werden. Sicherlich werden die wenigen Missions-Stationen, die wir jetzt noch in diesem ungeheuren Gebiete hier und da errichten können, nicht viel zu bedeuten haben; indessen heißt es, muthig Hand an's Werk legen, und wollen wir es dabei Gott überlassen, das kleine, durch unsere Mühen gesäete Senfkorn zu befruchten, so daß vielleicht eines Tages zahlreiche Vögel des Himmels in dessen weit ausgebreiteten Zweigen sich niederlassen werden.

Egypten.

Seit den Zeiten der Kreuzzüge ist Egypten niemals ohne katholische Missionäre gewesen. Für eine lange Zeit mußten dieselben sich darauf beschränken, die alten heiligen Plätze zu bewachen und den Glauben in der Seele Jener zu erhalten, welche dieselben umgaben, was sie oft um den Preis ihres Lebens gethan haben. Es würde lange nehmen, alle Märtyrer aus den Kindern des hl. Franziskus aufzuzählen, die diesem glorreichen Werke treu blieben bis zum Tode. Doch auch in dem gegenwärtigen Jahrhundert sind in Egypten viele gesellschaftliche Veränderungen vor sich gegangen. Europa hat darauf durch die fortwährenden Handelsverbindungen einen heilsamen Einfluß ausgeübt. Die Städte an der Küste und selbst Cairo haben bedeutende europäische Colonien. Die christlichen Brüder und die barmherzigen Schwestern haben sich hier niedergelassen, und deren Schulen zählen eine große Zahl von Zöglingen. Nichtsdestoweniger sind Diejenigen, welche dieses Land kennen, davon überzeugt, daß daselbst mehr katholische Missionäre nothwendig sind. Es gibt Franziskaner in den Städten an der Küste, zu Cairo, und in zwei anderen Städten. Aber das Delta mit seiner Bevölkerung von unterdrückten und **überbürdeten** Fellahs, die oft von ihren unbarmherzigen Mei-



St. Ludwig's Collegium unter Leitung der Väter der Gesellschaft der afrikanischen Missionen.
(Nach einer Skizze des Rev. Ferdinand Merlini.)

stern so traurig bedrängt werden, ist gänzlich ohne christlichen Einfluß. Der heilige Stuhl hat uns (die Gesellschaft der afrikanischen Missionen) beauftragt, Stationen unter den Fellahs zu gründen, und wir können es nicht ablehnen, jenen vielen Tausenden von menschlichen Wesen zu Hülfe zu kommen. Ueberdies hat Seine Heiligkeit Leo XIII. die Mission zu einer apostolischen Präfektur erhoben. Wir haben Knabenschulen eröffnet zu Zagazig und zu Tanta, aber, da wir blos geringe Beiträge der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens haben, womit wir die Ausgaben für Miethe und Bauten bestreiten müssen, so sind wir gezwungen, langsam voran zu gehen, und es ist uns nicht möglich gewesen, die Schulen zu vergrößern.

Die Einrichtung katholischer Pfarrschulen wird uns den größten und unbegrenzten Einfluß in diesem Lande geben. Das Missionswerk in Egypten wird ebenso, wie unter den Heiden in Guinea, ein Werk der Geduld und des langsamen Erfolges sein. Nicht die Schulen allein sind von unmittelbarer Wichtigkeit. Vor etwas mehr als einem Jahre haben wir in Tanta ein Haus eröffnet, wo armen Kranken unentgeldlich Medizin verabreicht und Hülfe geleistet wird. Leidende jeder Art drängen sich um die Thore. Es sind dort nur zwei Schwestern, um dieselben zu bedienen, nur wenige Heilmittel, und oft fehlt es an Leinwand, um die Wunden zu verbinden. Schon ehe am Morgen die Thüren geöffnet sind, wartet das Volk draußen. Die Schwestern sind genöthig, die Thüren zu verschließen, um Zeit zu haben, in welcher sie ihre Mahlzeiten nehmen können, und selbst dann schreien die armen Leidenden an den Fenstern. Zwei Schwestern sind durchaus ungenügend für dieses Werk, und jene Leute, denen die Wohlfahrt und das Heil dieser Fellahs, die der Fürsorge so würdig sind, am Herzen liegt, würden ein gutes Werk thun, indem sie ihre Aufmerksamkeit richteten auf die Stadt Tanta, die bedeutendste Stadt in Egypten, nach Cairo und Alexandrien. Sie ist nicht

eine halb europäische Stadt, sondern ausschließlich von Fellahs bewohnt. Sie enthält das Grabmal des Marabut, genannt Said Ahmed von Bedaoin, das von Mohamedanern am meisten verehrte Grab nach demjenigen Mohameds. Die drei großen jährlichen Märkte ziehen Tausende von Arabern hierhin, unter denen es viele Krankheiten zu heilen gibt. Ein hinreichend großes Haus, ausgestattet mit den Mitteln, um für eine große Zahl derselben sorgen zu können, würde einen sehr heilsamen Einfluß ausüben und großen Segen über die Wohlthäter bringen.

Auch in Zagazig haben wir ein kleines Haus eröffnet für arme Kranke, wo dieselben Medizin und Pflege erhalten. Das Volk drängt sich in solchen Massen dahin, daß es oft unmöglich ist, durch die Straße zu gehen, und die Missionäre sahen sich genöthigt, einen starken Neger hinzustellen, um Ordnung zu halten, wenigstens in der Nähe der Schwestern, während dieselben die Wunden verbinden. Jeder ruft sein Uebel aus und bittet um ein Heilmittel. Welch' ein Feld wäre hier, inmitten all' dieses menschlichen Elendes, für einen geschickten, eifrigen Arzt! Unglücklicher Weise haben die Missionäre nicht die Mittel, einen Arzt anzustellen, oder irgend etwas, einer vollständigen Apotheke ähnlichem, einzurichten, oder ein Hospital zu bauen, welches so nothwendig ist. Sie thun, was sie können, und vertrauen auf Gott, daß Er ihren einfachen Heilmitteln jene vollkommene Wirkung gebe, welche die Herzen dieser armen Leute bereitet, ihre Lehren anzunehmen.

Die Fellahs sind wesentlich Ackersleute. Wir müssen ihnen auf ihren heimatlichen Ebenen folgen, wo sie am meisten zugänglich sind, und bringen ihnen den civilisirenden Einfluß des christlichen Glaubens. Sie vermiethen sich mit ihren Familien als Arbeiter. Wir Missionäre müssen Farmer werden, um die Fellahs beschäftigen zu können und ihnen lehren, sich selbst einen anständigen Unterhalt zu erwerben. Dieses

Projekt haben wir schon längere Zeit überlegt, und hoffen, dasselbe bald ausführen zu können. Die große Schwierigkeit besteht darin, hinreichend Geld zu erlangen, um Land zu kaufen und den ersten Anfang zu machen. Für die Fellahs selbst brauchten wir keine Ausgaben zu machen, denn dieselben lagern sich auf ihre eigene kostenlose Weise. Wir beabsichtigen mit diesen landwirthschaftlichen Colonien landwirthschaftliche Schulen, Industrie-Schulen und Waisen-Anstalten zu verbinden. Die Waisenhäuser sind viel zu klein für die große Zahl von heimatlosen Kindern. Die egyptische Regierung ist immer bereit, dieselben unserer Sorge zu übergeben. Die Industrieschule ist nicht für unsere Zöglinge allein bestimmt. Die christlichen Brüder haben uns schon oft aufgefordert, diese Schule auch zum Wohle ihrer Zöglinge einzurichten; denn wenn die Zöglinge die Freischulen der christlichen Brüder verlassen und Lehrlinge werden bei Mohamedanern, Juden, Griechen oder Freidenkern, so bekümmern sich diese Meister gar wenig um die Sitten ihrer Lehrlinge, es sei denn, sie verderben dieselben, was oft geschieht.

Die landwirthschaftliche Schule ist eine praktische Speculation. Die Oberhäupter der Dörfer senden uns gern ihre Kinder, um eine Weise des Ackerbaues zu lernen, die aus ihren fruchtbaren Ländern eine viel größere Ernte hervorbringt. Wir wünschen keine große Umwälzung zu bewirken dadurch, daß wir an Stelle der Handarbeit Maschinen einführen, sondern wir bestreben uns, die Handarbeit ergiebiger zu machen, indem sie vernünftig ausgeführt wird. Wir lehren diese armen Fellahs auch, wie sie ihre Früchte einzutheilen haben, ohne daß sie genöthigt sind, sich an die in allen Dörfern wohnenden Wucherer zu wenden, denen sie fünfzig oder sechzig Prozent Zins, oder oft noch mehr bezahlen müssen. Sie verpfänden oft ihre Errte für ein oder zwei Jahre den Wucherern, ohne etwas für sich selbst zu behalten. Der arme Fellah arbeitet Jahrein Jahr-

aus, und der Wucherer bekommt stets die Früchte seiner Arbeit, und der Fellah macht neue Schulden und übernimmt neue Verpflichtungen. Wir halten es nicht unwürdig für die Missionäre, den unterdrückten Geschöpfen Gottes jene Erleichterung zu verschaffen, welche, wenn sie auch irdisch sind, ihnen doch zu verstehen geben, daß die Missionäre ihre Freunde sind. Sie hören gern auf Diejenigen, von denen sie wissen, daß sie ihnen freundlich sind, und obschon wir nicht erwarten, schon sogleich Bekehrungen zu bewirken, so haben wir doch guten Grund, zu hoffen, daß unsere Bemühungen, diese armen Leute, die so lange dem Joche Mohameds unterworfen waren, näher zu Gott bringen werden, und daß deren Kinder, erleuchtet von der göttlichen Gnade, sich haufenweise zu der Heerde des guten Hirten drängen werden.

Dieses, meine Freunde, ist eine kurze Schilderung der Wirkungen, welche die christliche Liebe der Katholiken in demjenigen Theile des Weinberges des Herrn zu Stande gebracht hat, der unserer Fürsorge anvertraut ist. Die Erfolge sind die Früchte großer Opfer. Wir müssen jetzt diese Erfolge dauernd machen und weiter verbreiten. Betet, meine Freunde, damit der Herr der Ernte Arbeiter senden möge, und daß edelmüthige Seelen sich bewogen fühlen, sie mit den materiellen Mitteln, die zur Ausführung des Werkes nöthig sind, auszustatten.

DATE DUE

